Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29 Kaufingerstraße 29.

<36620178080017

Um die Ehre.

Um die Ehre.

Roman

von

Moritz von Reichenbach.

[Valesca Gräfin Bethusy-Huc.]

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1891.

XVII.

Der Sommer war vergangen, und in acht Tagen sollte Arthur Welaskys Hochzeit sein. Kurt hatte es durchgesetzt, wenigstens jetzt nach Dambowa kommen zu dürfen.

„Ich habe nachgegeben, in der bestimmten Voraussetzung, daß ich Ihnen vertrauen darf," sagte Frau Welasky zu Anna am Tage vor Kurts Eintreffen. „Es darf also kein Gerede unter den Leuten entstehen, in Ihrem und in Kurts Interesse ist das zu vermeiden, liebes Kind. Sie fühlen selbst, daß Sie noch nicht so weit sind, um sich an die Seite der Komtesse Frankenstedt stellen zu dürfen, und bis das der Fall sein wird, ist unbedingte Zurückhaltung meinem Sohn gegenüber nothwenig. Sie haben ja hübsche Fortschritte gemacht und wissen, daß ich keine Mühe gescheut habe, aber — es fehlte nur zu viel an Ihrer Bildung — wir haben zu viel nachzuholen, und Sie sind klug genug, das einzusehen, nicht wahr?"

Anna, welche diese Rede mit niedergeschlagenen Augen hatte über sich ergehen lassen, wagte auch jetzt nicht aufzublicken und sagte nur mit einem leisen Seufzer:

„Ach ja, ich weiß, daß ich noch sehr, sehr viel zu lernen habe!"

„Nun, das ist vernünftig. Ich verlasse mich also auf Sie! Was ich übrigens noch fragen wollte, sind die Gastzimmer fertig?"

„Ich glaube ja!"

„Sie „glauben"? Das ist wieder eine von Ihren unbestimmten Antworten, die Sie sich abgewöhnen müssen, liebes Kind."

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, aber ich kam soeben aus der „Stunde" und hatte noch nicht Zeit, nachzusehen."

„Nun, dann beeilen Sie sich, die Berliner Gäste treffen schon heute Abend ein. Mein Sohn kommt erst morgen."

Anna wollte sich schnell entfernen.

„Um Himmels willen," rief Frau Welasky, „machen Sie keine so hastigen Bewegungen. Erinnern Sie sich jetzt, da wir Gäste erwarten, ganz besonders, daß ein junges Mädchen, welches für wohlerzogen gelten soll, gar nicht leise genug sich bewegen und gar nicht bescheiden und zurückhaltend genug sich benehmen kann. Ich bitte Sie, liebes Kind, machen Sie mir jetzt keine

Unehre. Und sehen Sie auch recht darauf, daß das Haar an den Schläfen glatt anliegt. Ihr Haar ist so kraus, und diese Löckchen stehen Ihnen sehr schlecht und sehen außerdem nicht fein aus. Sie werden nichts von alledem vergessen, wenn wir jetzt unsere Gäste hier haben werden, nicht wahr?"

„Ich werde mir die größte Mühe geben," sagte Anna leise.

Als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, erhob sich Frau Welasky hastig, und in ihren Augen blitzte all das, was sie in Annas Gegenwart nur mühsam in sich zurückgedrängt hatte. Ihre Brust hob und senkte sich stürmisch.

„Die Entscheidung," murmelte sie, „o, die Entscheidung! Wenn ich ihrer erst gewiß wäre! Aber ist es denn möglich, daß dieselbe anders ausfällt, als ich sie ersehne? Ich habe diese Anna scharf überwacht, sie hat nicht mit Kurt korrespondirt. Wo sollte sie auch den Muth dazu hergenommen haben? Ein so schwaches, in jeder Beziehung unbedeutendes Geschöpf, wie sie, hat nicht den Muth des Ungehorsams. Hier erst erscheint sie, wie sie wirklich ist, und hier erst wird Kurt sie so sehen, wie ich sie ihm zeigen will. Mein schöner, stolzer Kurt — er muß ja nun begreifen, welche Thorheit er begehen wollte."

Erregt durchschritt sie das Zimmer, sah nach der

Uhr, begann die Gegenstände auf ihrem Schreibtisch zu ordnen, obgleich diese in musterhafter Ordnung vor ihr standen, und hielt dann plötzlich wieder in ihrem rastlosen Treiben inne.

„Nein, ich will ruhig sein," murmelte sie, „ich will klare Augen behalten. Nur wer die Gefahr fest ansieht, überwindet sie! Und aus den Augen werde ich dieses Mädchen nicht lassen — keine Minute lang!"

Anna hatte sich inzwischen überzeugt, daß die Gastzimmer in Ordnung waren. Sie stieg soeben die Treppe hinab, als sie ihre Schwester Maria entdeckte, welche wartend im Hausflur stand.

„Mein Gott, Maria, Du hier, und zu so ganz ungewöhnlicher Stunde?" rief sie der Kleinen entgegen, welche auf sie zueilte und sie umarmte.

„Du scheinst mehr erschrocken, als erfreut über meinen Besuch, Annchen, ich bringe Dir aber keine Hiobspost, sondern" — und sie unterbrach sich plötzlich, nein, komm erst in Dein Zimmer, da plaudern wir."

„Ich habe keine Zeit, Maria, ich muß zu Frau Welasky —"

„Ach was, Du bist doch kein Dienstbote. Komm nur, so lasse ich mich nicht abfertigen; aber wie siehst Du denn aus? Das ist ja eine abscheuliche Frisur. Kein Mensch ahnt dabei, was für prächtiges Haar Du hast."

Anna seufzte.

„Ja, mir gefällt sie auch nicht; aber Frau Welasky meinte —“

„Ach Du mit Deiner Frau Welasky. Ich an Deiner Stelle würde sagen „Mama“.

„Um Gottes willen, Maria.“

„Sieh Dich doch nicht so ängstlich um, es hört uns Niemand, und ich habe es Dir ja längst gesagt, daß ich weiß, der Herr Kurt will mein Schwesterchen heirathen.“

Sie hatten Annas Zimmer erreicht, und Maria schloß die Thür hinter sich ab.

„So, nun sollen sie Dich holen, wenn sie wollen, ich will doch einmal sehen, ob sie es wagen, Dir zu verbieten, ein Viertelstündchen mit Deiner Schwester zu verplaudern. Und nun rathe, was ich für Dich habe!“

„Wie soll ich's wissen, Maria?“

Maria hielt einen Brief hoch erhoben.

„Rathe, von wem? O, wie Du roth wirst. Jetzt hast Du es doch errathen, daß er von Kurt ist! Mama hatte erst tausend Bedenken, aber ich nahm ihn ihr fort und lief damit zu Dir. Und da hast Du ihn nun.“

Anna hielt das Kuvert in ihren Händen.

„So mache ihn doch auf,“ drängte Maria.

„Der Herr Kurt hat ihn an Mutter geschickt, und

die hatte gerade ihre Brille verlegt, und da habe ich ihr vorlesen müssen, was er schrieb. Siehst Du, da war es doch gut, daß ich ohnehin Alles wußte, denn er schrieb, daß er ja nun herkäme und daher wohl einmal vor der öffentlichen Verlobung an Dich schreiben dürfte. Mama sollte Dir den Brief geben — aber Annchen, steht denn Schlimmes darin in dem Briefe, Du weinst ja?"

„Nein, nein, Maria, es ist Alles so gut und lieb, was er schreibt!"

„Darf ich's nicht wissen?"

„Du bist noch ein Kind, Maria."

Die Kleine richtete sich hoch auf.

„Aber ich bin gar nicht mehr so kindisch, Annchen, und siehst Du, ich habe auch keinem Menschen etwas davon gesagt, obgleich ich es doch wußte, keinem Menschen — nur — freilich, der Erna Wendenstein habe ich ein bischen davon erzählt."

„Aber Maria! Du hattest doch versprochen zu schweigen!"

„Ja, Annchen, aber doch nur den Großen gegenüber. Was wir Kinder uns so sagen, das erfährt kein Großer, und ob es die Erna weiß, oder nur ich, das ist doch ganz gleich."

„Nun, so Gott will, wird ja all die Heimlichkeit bald nicht mehr nöthig sein."

„Nicht wahr, Du bist nicht böse, Annchen, und, siehst Du, ich freue mich furchtbar darüber, daß der Herr Kurt mein Schwager wird. Ich habe ihn so gern, und er ist doch auch so hübsch und so gut — er gefällt mir viel, viel besser als alle die Prinzen in Wendenstein. Was schreibt er Dir denn nun aber eigentlich?"

„Nun, daß er kommt."

„Aber das wissen wir doch Alle."

Anna lächelte, aber es war nicht mehr das sonnige Lächeln von einst, denn die traurigen Augen paßten nicht zu dem lächelnden Munde.

Es wurde an die Thür geklopft. Anna öffnete hastig.

„Die gnädige Frau läßt bitten, herüber zu kommen," bestellte das Stubenmädchen.

„Weiß sie, daß meine Schwester hier ist?" fragte Anna.

„Nein, davon wissen wir ja Alle nichts, meinte das Mädchen.

„Ich komme sogleich. Lebe wohl, Maria, und" — sie dämpfte ihre Stimme zu leisem Flüstern — „ich danke Dir!"

Die Kleine sah sie erstaunt an. „Darf ich denn nicht mit Dir gehen? Ich bin nämlich eigentlich hungrig von dem weiten Wege —"

„Ach Gott, Maria, das thut mir so leid, aber —

siehst Du — ich weiß nicht — nein, aber hungrig kann ich Dich doch nicht fortgehen lassen."

„Hast Du denn nicht die Speisekammerschlüssel?"

„Nein, ich muß sie, wenn ich etwas besorge, immer wieder bei Frau Welasky abgeben."

„Anna, Anna!" rief da Frau Welaskys Stimme. Die beiden Mädchen, die wieder auf den Korridor hinausgetreten waren, fuhren erschreckt zusammen und wollten sich eilig trennen. Da stand auch schon Frau Welasky vor ihnen und blickte Maria mißbilligend an. „Ach, Sie haben Besuch, liebe Anna, warum erfuhr ich nichts davon? Sie wissen, liebes Kind, daß ich natürlich nichts dagegen habe, wenn Sie die Ihrigen sehen wollen, daß ich aber stets wünsche davon benachrichtigt zu sein."

„Ich wußte nichts von Marias Besuch, sie überraschte mich" — entschuldigte sich Anna.

„Nun, dann lassen Sie es sich also gesagt sein, kleines Fräulein, wenn Sie Ihre Schwester besuchen wollen, so besuchen Sie auch mich und lassen sich bei mir melden."

Maria knixte und blickte erwartungsvoll zu Anna hinüber; doch diese war so verschüchtert, daß sie nicht wagte, um ein Butterbrot für ihre Schwester zu bitten.

Enttäuscht und ein wenig schmollend trat diese den Rückweg an, während Anna Frau Welasky folgte, die

ihre Hilfe beim Auspacken einiger angekommenen Packete in Anspruch nahm. Dann mußte sie ihr vorlesen, bis zum Augenblick, wo der Wagen vorfuhr, der die Berliner Gäste brachte.

Frau Meta Welasky war eine hübsche und sehr elegant gekleidete Frau, die in lebhafter etwas lärmender Weise ihre Bewunderung über die Veränderungen ausdrückte, die sie in Dambowa vorfand. Die Physiognomie ihres Mannes setzte sich aus einem dunklen Vollbart und einer goldenen Brille zusammen, welche letztere seine Augen ebenso verschleierte, wie der Bart seinen Mund verdeckte. Im Uebrigen reichte seine Stirn sehr weit auf den Hinterkopf herüber, und seine elegante Kleidung machte vergebliche Versuche, sein Embonpoint zu einer „Figur" zu gestalten.

„Allerdings schic, Alles äußerst schic," sagte er, den dunklen Schnurrbart in die Höhe streichend, so daß für einen Augenblick die dicken etwas aufgeworfenen Lippen sichtbar wurden.

Anna hatte sich bescheiden im Hintergrunde gehalten, während Frau Welasky ihre Kinder begrüßte und die Abwesenheit ihres Sohnes Arthur mit seinen Landrathsamts-Geschäften entschuldigte.

Frau Welasky hatte den Arm ihrer Tochter genommen und an Anna vorüberschreitend, sagte sie:

„Das ist Fräulein Anna Mikolla, die ich jetzt im Hause habe, wie ich Dir schrieb.“

Frau Meta nickte, während sie über Anna, die sich tief verneigte, hinwegsah. Um so aufmerksamer betrachtete sie Herr Welasky, und sein Gruß war eine Mischung von Vertraulichkeit und Galanterie, die Anna nicht verstand, der gegenüber sie aber instinktiv erröthete.

„Liebe Anna, sorgen Sie dafür, daß die Handtasche meiner Tochter in ihr Zimmer kommt,“ rief Frau Welasky noch von der Treppe aus Anna zu. Der Bankier blieb stehen, schien Lust zu haben, sich in diese Obliegenheit mit Anna zu theilen, setzte aber, als diese eilig an ihm vorüber lief, seinen Weg im Gefolge der beiden Damen fort.

Als man sich dann, nachdem die Gäste Toilette gemacht hatten, im Salon versammelte, bat Anna Frau Welasky, sich zurückziehen zu dürfen, damit die Familie ungestört sei.

„Liebes Kind, Sie wissen, daß Sie einmal zur Familie gehören sollen; ich halte es daher für angemessen, daß Sie in aller Bescheidenheit doch gegenwärtig bleiben“, lautete Frau Welaskys Erwiederung. Und Anna blieb mit einer Handarbeit in einer Ecke des Salons, während von Berliner Geschichten, Verhältnissen und Menschen gesprochen wurde, die ihrem Ideen- und Erfahrungskreise sehr fern lagen und sie veranlaßt

hätten, zu schweigen, selbst wenn sie weniger befangen gewesen wäre, als das in der That der Fall war.

Frau Meta fuhr fort sie zu ignoriren und der Bankier fuhr fort, sie in unangenehmer Weise zu beachten, Annas Kopf beugte sich immer tiefer auf ihre Handarbeit herab, während sie immer sehnsüchtiger an den Brief dachte, den sie auf der Brust trug und den sie nur einmal flüchtig hatte lesen können, weil man sie dann fortwährend in Anspruch nahm.

Endlich am Abend, als sie allein in ihrem Zimmer war, holte sie ihn klopfenden Herzens hervor, doch auch jetzt lauschte sie, ehe sie zu lesen begann, ängstlich jeder Bewegung im Nebenzimmer. Es war dies Frau Welaskys Schlafgemach, und es geschah oft, daß diese zu später Stunde noch einmal in Annas Zimmer trat und ihr irgend einen gleichgültigen Auftrag für den nächsten Tag ertheilte. Doch heute blieb die Tapetenthür, welche die Zimmer verband, geschlossen, und Anna las endlich ungestört ihren Brief:

„Meine süße, kleine Anna!

Gott weiß, mit wie schwerem Herzen ich dem Wunsche meiner Mutter folgte und Dir nicht schrieb während all' dieser langen, langen Zeit. Heut bin ich ihr ungehorsam — ich kann nicht anders! Der Gedanke, daß ich Dich nach dieser langen Trennung in einem Kreise anderer Menschen wiedersehen, Dir als Fremder

gegenübertreten soll, dieser Gedanke ist mir unerträglich. Ich muß es Dir in der ersten Minute des Wiedersehens sagen können, daß Dein liebes, liebes Bild mich begleitet hat in all dieser Zeit, und daß mein Herz Dir gehört, für immer gehört. Mein Liebling Du, nicht wahr, Du verstehst das, Du fühlst es ebenso wie ich? Und nun ist ja unsere Prüfungszeit bald vorbei, und wenn wir nun ein wenig ungehorsam sind, werden wir ja bald beide vereint Mama um Verzeihung bitten können, und sie wird verzeihen, denn sie hat sich ja nun überzeugt, daß die Trennung unserer Liebe nichts anhaben kann. Und nun, mein Liebling, bitte ich Dich, komme mir entgegen. An der Ecke des Waldes, da, wo die Chaussee von der Station aus den scharfen Bogen macht, dort will ich aussteigen und auf Dich warten. Der Wald hat uns ja zusammengeführt — er soll nun auch unser Wiedersehen mit uns feiern. Ich treffe um drei Uhr Nachmittags mit dem Zuge ein, bin also um halb vier etwa an der Waldecke. Das ist die Zeit der allgemeinen Mittagsruhe, da kannst Du gewiß abkommen. Nicht wahr, Du kommst? Vielleicht erlaubt es Dir Mama auch geradezu — doch das muß ich Dir zu beurtheilen überlassen. Ich kann Dir nicht sagen, wie ich mich auf das Wiedersehen freue! Tag und Nacht denke ich daran. O, wenn wir doch erst an der Waldecke wären, wenn ich Dich

doch erst in meinen Armen hielte, um Dich nicht wieder zu lassen, Du meine geliebte süße Braut! Komm, komm zu Deinem Kurt."

Anna preßte das Blatt an ihre Lippen.

„Er liebt mich, ja er liebt mich, Gott, wie kam es nur, daß ich manchmal selbst daran zweifelte? Was ist denn nur mit mir geschehen? Warum kann ich nicht mehr so froh sein wie früher?"

Sie seufzte tief auf.

„Ach, früher war ich sorglos, wie die Vögel im Walde — jetzt quälen mich so viele Gedanken, jetzt weiß ich erst, wie wenig, ach wie so gar wenig ich bin und wie viel mir fehlt, um eine Dame zu werden!"

Sie stützte den Kopf in die Hände und blickte traurig vor sich hin. Plötzlich spielte ein Lächeln um ihren Mund.

„Aber er liebt mich doch, er liebt mich, so, wie ich bin, ja, daran will ich denken und stolz und glücklich sein!"

Eine frohe Zuversicht überkam sie.

„Ich will seine Mutter bitten, ihm entgegen gehen zu dürfen," sagte sie vor sich hin, „sie ist ja seine Mutter, wenn sie auch recht streng ist und mich wohl nicht lieb hat, sie ist doch seine Mutter."

XVIII.

Am nächsten Morgen, während des Frühstücks, sagte Frau Welasky zu Anna:

„Ich erwarte meine zukünftige Schwiegertochter und ihre beiden Cousinen, die Komtessen Rittwein, heute zu Tisch. Sorgen Sie dafür, liebes Kind, daß es Forellen und Ananas-Eis giebt — die Lieblingsgerichte meiner Schwiegertochter," erklärte sie lächelnd, gegen Frau Meta gewendet. „Und dann bestellen Sie auch, liebe Anna, daß erst um vier Uhr gespeist werden soll, die Frankenstedts sind an diese Stunde gewöhnt, und dann paßt es mir auch, da Kurt dann gerade ankommt und gleich mitessen kann."

Anna war sehr roth geworden bei dieser Anordnung, die alle ihre schönen Pläne umwarf, und Frau Welaskys mißbilligender Blick sagte ihr, daß dieses Erröthen eine unstatthafte Gefühlsäußerung sei.

„Wegen der Forellen müssen Sie einen Boten

nach Hellbach schicken," fuhr die Schloßfrau indeß in ihren Anordnungen fort, „und die Mandelkuchen zum Eis bitte ich Sie, selbst zu beaufsichtigen, meine sonst sehr gute Köchin ist gerade darin nicht firm, und auf Sie kann ich mich verlassen, das weiß ich!"

„Diese kleinen Händchen sind also auch in der Küche geschickt?" fragte der Bankier, sich mit einem süßlichen Lächeln zu Anna neigend.

„Bringe mir meine kleine „Stütze" nicht in Verlegenheit," mischte sich Frau Welasky darein, und Anna huschte aus dem Zimmer.

„Niedliche kleine Person!" sagte der Bankier, ihr nachblickend.

Frau Meta zuckte die Achseln.

„Madame scheint nicht meiner Ansicht?" bemerkte er.

„Ich denke, wir sind unabhängig von einander in Geschmacksachen," gab sie zurück.

Er lächelte und suchte seinen Hut.

Er wolle sich in der Wirthschaft umsehen, meinte er.

Mutter und Tochter waren allein.

„Dein Mann vernachlässigt sich in seinen Manieren," bemerkte Frau Welasky. „Das dürftest Du nicht dulden!"

„Lieber Himmel, ich kann ihn doch nicht erziehen?"

Frau Welasky wiegte den Kopf nachdenklich.

„Immerhin, Du müßtest Einfluß auf ihn haben. Als Ihr Euch heirathetet, warst Du die Bedeuten-

dere von Euch Beiden. Du warst gut erzogen, hattest einen offenen Blick und klaren Verstand. Der bedeutendere Theil in einer Ehe muß immer den unbedeutenderen beeinflussen . . ."

„Ach, Mamachen, Du kennst Theodor nicht, er ist so eigensinnig."

„Er war aber sehr verliebt in Dich, Du hättest ihn also leiten können."

„Das wäre doch sehr unbequem und zeitraubend, liebe Mama, und würde zu ewigen Reibereien Veranlassung geben. So vertragen wir uns sehr gut, Jedes thut, was es will, und wir stören uns wenigstens nicht. Das ist doch schon sehr viel."

„Es ist aber nicht gut für die Zukunft, Meta. So lange Dein Vater lebte, machte ich es mir zur Aufgabe, ihn zu studiren, um ihn zum Besten unser Aller auch leiten zu können."

„Ja, Ihr lebtet still auf dem Lande, Mama, Ihr waret mehr auf einander angewiesen. Aber in der Stadt trennen sich die Interessen so leicht! Und was sollten wir wohl Besseres thun, als unser Leben zu genießen? Kinder haben wir nicht, — für wen sollten wir uns quälen? Und weshalb sollte ich mich bemühen, seine Interessen zu theilen? Ich kenne sie ja zur Genüge! Sie heißen Geld und Geld und Geld! Dazwischen ein Champagnerdiner oder ein schönes Weib."

„Meta, wie kannst Du das nur zugeben!“

Frau Meta lachte.

„Um Gottes willen, Mamachen, Du wirst doch nicht verlangen, daß ich eifersüchtig sein soll? Nein, siehst Du, diesen Gefühlsluxus kann ich mir wirklich nicht gestatten. Nach dergleichen würde ich ihn so wenig fragen, wie nach seinen Ausgaben.“

„Aber das ist unrecht, Meta. Du bist dann Schuld daran, daß bei Deinem Manne eine gewisse innerliche Verwahrlosung Platz greift. Ein Mann ist seiner Frau über sein Leben wie über sein Vermögen Rechenschaft schuldig, und ihre Pflicht ist es, Beides von ihm zu verlangen.“

„Aber weshalb in aller Welt sich diesen Unbequemlichkeiten aussetzen?“

„Ist es Dir gleichgiltig, wie Du von anderen Menschen behandelt wirst? Meta, machst Du nicht auf Beachtung und Anerkennung Anspruch?“

„Darüber entscheiden bei einer Frau doch hauptsächlich ihr Aeußeres und — der Geldbeutel ihres Mannes!“

„Nun, glaubst Du, daß ich meine Stellung hier durch mein Aeußeres oder allein durch das Geld, das Dein Vater hinterließ, gemacht habe?“

„Ja Du, Mama. Das ist etwas Anderes, Du bist ehrgeizig!“

„Ja, ich strebe darnach, die Ehre der Welaskys wie ein glänzendes Wappenschild von aller Welt anerkannt und hochgehalten zu sehen, und Deinen Brüdern kommt dieses Streben zu Gute. Die Welaskys beginnen sich aus der großen Masse herauszuheben, wie ein stolzer Baum über niedrigem Gestrüpp. Aber auch Du trägst diesen Namen, Meta, und es thut mir weh, zu sehen, daß nichts von dem Streben, das mich erfüllt, auf Dich überging. Das Sprichwort sagt: „noblesse oblige“ — ich sage: „Das Streben adelt!“

„Aber liebe Mama, wonach sollten wir streben? Ich habe ja Alles, was ich will!“

„Dann willst Du eben sehr wenig. Sieh einmal, auf meinen Reisen traf ich öfter mit Berlinern zusammen. Es waren Vertreter der Wissenschaft und Kunst dabei, auch höhere Militärs oder angesehene Beamte. Keinem war unser Name bekannt, keiner wußte etwas von Euch —“

„Ja, mit solchen Leuten haben wir auch keinen Verkehr, und Berlin ist viel zu groß, um da jeden Einzelnen zu kennen.“

„Davon kann natürlich nicht die Rede sein, aber die, welche aus der Masse hervorragen, kennt man eben auch in Berlin. Wenn Dein Mann seine Lebensaufgabe darin sieht, Geld zusammenzubringen, so laß ihn gewähren, aber behalte oder gewinne vielmehr

Einblick in seine Geschäftsangelegenheiten, denn das sichert Dir den Einfluß auf ihn; und diesen Einfluß benutze dann, um Dich und ihn zu heben. Wenn Du Alles, was eine Bedeutung hat, in Dein Haus ziehst, wird man Dich mit zu den bedeutenden Leuten zählen. Denke, welchen Einfluß in früherer Zeit die reichen Kaufmannsfamilien hatten! Warum sollte das heute anders sein? Ich wünschte, Kamilla Frankenstedt könnte sagen: die Geschwister meines Mannes, die bekannten Berliner Welaskys — anstatt daß sie nun höchstens sagt: ein Berliner Banquier, wie es viele giebt!"

Frau Meta spielte, gezwungen lächelnd, mit ihren Ringen, und Frau Welasky, die fürchtete, durch zu eifriges Drängen ihre Tochter gegen anstatt für ihre Pläne zu stimmen, wechselte das Gesprächsthema.

„Uebrigens, um auf etwas Anderes zu kommen, hast Du Deine Hochzeits-Toilette schon ausgepackt?"

„Gewiß, willst Du sie ansehen?"

„Was wirst Du für Schmuck tragen?"

„Brillanten natürlich! Ich habe mir einen sehr schönen Schmuck zu Weihnachten schenken lassen — mein Mann betrachtete ihn als Repräsentationsstück und sparte daher nicht daran."

„Nun, dann brauche ich Dir nicht auszuhelfen und kann an Polterabend und Hochzeit verschiedenen Schmuck

tragen. Ich habe mir in Italien einige sehr schöne Stücke in alterthümlicher Fassung gekauft."

Die Thür wurde leise geöffnet. Anna blickte zögernd in das Zimmer.

„Kommen Sie herein, liebes Kind; was giebt es?" fragte Frau Welasky.

„Verzeihen Sie, wenn ich störe, ich wollte nur sagen, daß ich Alles besorgt habe und augenblicklich in der Küche nichts helfen kann. Und da wollte ich bitten, ob ich wohl eine Stunde zu meiner Mutter gehen dürfte — ich bin pünktlich zurück!"

„Aber, liebes Kind, das ist doch eine ziemlich unüberlegte Bitte, am heutigen Tage, wo es so viel zu thun giebt. Sie können sich doch denken, daß mir ihre Abwesenheit gerade heute sehr unerwünscht ist."

„Ich hätte ja in einer Stunde zurückkommen können."

„Nein, nein, das ist eine Hetzerei, bleiben Sie nur ruhig hier. Es findet sich schon gelegenere Zeit für den Besuch. Und damit Sie gleich etwas zu thun haben, gehen Sie einmal hinüber in mein Schlafzimmer und holen Sie aus dem obersten Schubfach meiner Toilette den rothen Sammetkasten, in dem mein Schmuck liegt. Hier ist der Schlüssel. Ich will Dir gleich den italienischen Schmuck zeigen," wandte sie sich an ihre Tochter.

Anna verließ das Zimmer.

„Solche Mädchen haben doch immer zu alberne Einfälle," bemerkte Frau Meta. „Kannst Du dem Fräulein denn so unbedingt vertrauen, daß Du ihr ohne Weiteres die Schlüssel zu Deiner Toilette giebst? Spitzen und Bänder sind für so ein Mädchen doch viel verlockender als die Vorräthe in der Speisekammer."

„O, in diesem Punkt bin ich sicher," meinte Frau Welasky lächelnd, „der Schlüssel zu dem Schmuckkasten selbst hängt sogar mit dem zu meiner Toilette am selben Ringe."

„Das ist doch etwas unvorsichtig."

„Nein, ich bin ganz sicher!"

„Welche Stellung nimmt dieses Mädchen eigentlich bei Dir ein, ist sie mehr Gesellschafterin oder Wirthschafterin?"

„Beides vereint — ich nahm sie ins Haus, um ihrer Mutter einen Gefallen zu thun."

Anna kam mit dem Schmuckkasten zurück.

„Warten Sie, um ihn gleich wieder aufzuheben," sagte Frau Welasky und öffnete das rothe Kästchen, auf dessen seidnen Polstern Perlen und Juwelen in reizendem Durcheinander schimmerten.

„O, wie schön," rief Frau Meta, während Annas Augen in stummer Bewunderung auf den Kostbarkeiten ruhten.

„Was für ein prächtiges Stück,“ fuhr Frau Meta fort, indem sie einen breiten, kunstvoll gearbeiteten Ring mit funkelndem Diamanten an ihren Finger streifte.

„Ja,“ meinte Frau Welasky, „dieser Kauf war eigentlich thöricht, denn der Ring ist so breit und auffallend, daß man ihn nicht tragen kann, aber er hatte es mir durch seine Schönheit angethan.“

„O, ich würde ihn doch tragen,“ erklärte Frau Meta.

„Nach meinem Tode sollst Du ihn haben,“ meinte ihre Mutter, „vorläufig hebe ich ihn noch auf.“

Nachdem die Kostbarkeiten genügend bewundert waren, schloß Frau Welasky den Kasten, und Anna trug ihn an seinen Aufbewahrungsort zurück.

„Für den ersten Künstlerabend in Deinem Hause, vorausgesetzt, daß es wirklich die Koryphäen der Kunst sind, die sich bei Dir versammeln, sollst Du den Ring haben — auch schon vor meinem Tode,“ sagte Frau Welasky lächelnd, „und nun komm, nun wollen wir Deine Toilette besehen.“

XIX.

Soeben rollte der Wagen heran, welcher den alten Grafen Frankenstedt und die drei Komtessen brachte. Arthur empfing sie vor der Hausthür, Frau Welasky und die Uebrigen begrüßten sie in der großen Halle. Kamilla Frankenstedt, in dem Gefühl, sich selbst zu ehren, wenn sie die Mutter ihres Verlobten mit Ehrerbietung behandelte, war wie immer von ausgesuchter Höflichkeit gegen Frau Welasky, und diese lohnte ihr dieses Benehmen durch so viel Zuneigung, als sie überhaupt zu empfinden fähig war. Die Berliner Geschwister schien Kamilla aber als weniger identisch mit ihrem Verlobten zu betrachten, sie begegnete ihnen entschieden kühl, doch wurde das einigermaßen durch die beiden Cousinen vertuscht, die begeisterte Berlin-Schwärmerinnen waren und daher bald Anknüpfungspunkte mit Frau Meta gefunden und die Bewunderung ihres Gatten durch ihr fesches Wesen erregt hatten.

Graf Frankenstedt war liebenswürdig gegen alle Welt, und stumm und einsam in dem Kreise blieb nur Anna, die sich sagte, daß sie hier völlig überflüssig sei, während sie doch fühlte, daß Frau Welasky sie nicht aus den Augen ließ und ihr Fehlen sofort bemerkt haben würde. In wenigen Minuten mußte Kurt kommen — und nun war dieses erste Wiedersehen gerade so, wie er es nicht hatte haben wollen, und sie hatte nicht einmal Gelegenheit gehabt, ihm durch die Ihrigen eine Botschaft zu schicken, um ihr Ausbleiben an der Waldecke zu erklären.

Das Herz war ihr so schwer — sie sah den Wagen, der Kurt brachte, in die Lindenallee einbiegen, und nun schien ihr das Geräusch der gleichgiltigen Stimmen um sie her unerträglich. Unwillkürlich näherte sie sich der Thür — aber sie konnte ja nicht fortgehen, jetzt, wo er im nächsten Augenblick eintreten mußte.

Da ging Frau Welasky dicht an ihr vorüber.

„Ich bitte mir aus, daß Sie sich beherrschen, Ihr Gesicht verräth Alles, und ich wünsche bestimmt, daß jetzt noch nichts verrathen wird," flüsterte sie ihr hastig zu mit dem Blick, der auf Anna schon oft eine fast lähmende Wirkung ausgeübt hatte.

„Nein, wie reizend wird Dein Heim sein, Kamilla!" rief soeben eine der Cousinen — da hielt der Wagen. Anna hörte Kurts Stimme, sie sah, wie Alle ihn um-

ringten, und sie stand an den Kamin gedrückt da, unfähig ein Wort zu sagen oder eine Bewegung zu machen. Frau Welasky hatte sich nach der ersten Begrüßung des Armes ihres Sohnes bemächtigt und auf Anna weisend, dabei aber den Arm Kurts mit festem Druck an sich ziehend, sagte sie:

„Da ist noch Jemand, den Du begrüßen mußt, Deine alte Spielgefährtin, jetzt meine liebe „Stütze" —"

Er reichte Anna die Hand, verwirrt wie sie; er fühlte die Blicke des ganzen Kreises auf sich gerichtet und fand ebensowenig wie sie ein Wort der Begrüßung. Im nächsten Augenblick hatte Frau Welasky ihn in Begleitung eines Dieners in sein Zimmer geschickt, um den Reisestaub abzuschütteln, und zugleich die Weisung gegeben, das Diner zu serviren.

„Er ist mir böse, gewiß, er ist mir böse, weil ich ihm nicht entgegenkam," dachte Anna und drängte bei dieser Vorstellung nur mit Mühe die Thränen zurück. Mit einer leisen Bewegung glitt sie über die Stelle, wo der Brief Kurts auf ihrer Brust ruhte, als wolle sie sich daraus Muth und Fassung holen.

„Geduld," mahnte sie sich selbst, „noch ein wenig Geduld. Ich warte ja schon lange — ich sollte doch das Warten gelernt haben!"

Kaum einen flüchtigen Blick tauschte sie mit Kurt aus, als dieser wieder im Salon erschien. Dann ging

man zu Tisch, und Kurt saß zwischen den beiden fremden Komtessen, auf derselben Tischseite wie Anna, sodaß sie ihn nicht einmal sehen konnte. Nur seine Stimme hörte sie, und die schien ihr so heiter zu klingen, als vermisse er nichts und ahne nicht, wie bange ihr das Herz schlug. Endlich war das Diner beendet.

Wie schön die beiden Komtessen waren, und wie liebenswürdig sie sich gegen Kurt benahmen! Wie sie ihn ansahen und wie sie lachten.

„O, wäre ich doch weit, weit fort von hier, wo er ja doch keine Zeit für mich hat!" dachte Anna.

Zu ihren Obliegenheiten gehörte es, den Kaffee nach Tisch zu machen.

Unbemerkt, wie sie glaubte, stahl sie sich aus dem Zimmer und neigte sich über die Kaffeemaschine, die auf einem Tisch in der Halle aufgestellt war.

Da stand Kurt plötzlich neben ihr.

„Anna," flüsterte er, „liebe, liebe Anna!"

Glück und Schreck machten sie im ersten Augenblick sprachlos.

Er umfaßte ihre beiden Hände und zog sie an sich.

„Anna, hast Du mich denn nicht mehr lieb?" fragte er, ihre Augen suchend.

Da blickte sie voll zu ihm auf.

„So lieb, so lieb, mehr als Alles!" flüsterte sie.

und dann setzte sie hastig hinzu: „ich durfte nicht fort, und ich konnte auch keine Nachricht schicken.“

„Kurt! Kurt!“ rief in diesem Augenblick Frau Welaskys Stimme aus dem Nebenzimmer.

„Geh,“ drängte Anna, und da stand Frau Welasky auch schon in der Thür, mit strafendem Blick das Paar messend.

Doch nur ihre Augen sprachen einen Vorwurf aus, ihre Stimme klang klar und freundlich, während sie sagte, wir wollen den Kaffee im Freien trinken, auf dem Platz bei dem Luftkegel, willst Du die jungen Damen dahin begleiten, lieber Sohn?

Und neben ihr tauchten auch schon die beiden Komtessen auf, mit neugierigen Blicken die Halle und den Kaffeetisch musternd.

„Sie kommen doch auch?“ fragte Kurt nur noch, sich nach Anna zurückwendend, während er den Komtessen entgegenschritt, die bei dieser Aufforderung einen schnellen Blick des Einverständnisses mit einander tauschten.

„Ich muß erst den Kaffee besorgen,“ antwortete Anna leise.

Als sie später in den Garten kam, war die Partie schon in vollem Gange. Kurt veranlaßte zwar, daß Anna noch mit unter die Spielenden aufgenommen wurde, aber er konnte es nicht verhindern, daß sie iso=

lirt blieb. Frau Welasky beobachtete die Jugend, während sie sich mit dem Grafen Frankenstedt über die künftige Einrichtung des jungen Paares unterhielt.

Es freute sie, daß Anna linkisch war und in ihrer Befangenheit unvortheilhafter denn je aussah, während die beiden fremden Komtessen geschmeidig, lebhaft und elegant wie zwei glänzende Schmetterlinge zwischen Arthur und Kurt umhergaukelten und Kamilla schön und unnahbar wie eine Königin doch unwillkürlich den Mittelpunkt der Gruppe bildete. Kurt hätte ja blind sein müssen, wenn er den Unterschied zwischen diesen drei distinguirten Mädchenerscheinungen und der unbedeutenden Anna nicht bemerkte, dachte Frau Welasky, und ihre Unterhaltung mit dem Grafen wurde dabei immer lebhafter.

Nach der Kegelpartie schlug Arthur eine Kahnfahrt vor, die Gesellschaft begab sich an den Teich, der inmitten des Parkes lag. Frau Welasky und der Graf erklärten zurückbleiben zu wollen, die Uebrigen bestiegen den Kahn.

„Es ist nicht Platz genug für Alle,“ rief Frau Metas laute Stimme.

Unwillkürlich trat Anna zurück.

„Nein, kommen Sie, wir sitzen etwas enger, das schadet nichts,“ rief Kurt, „einer der Ruderer kann hier bleiben, ich übernehme das zweite Ruder.“

„Ach, liebe Anna!“ rief da Frau Welaskys Stimme, „wollen Sie einen Augenblick herkommen!“

Anna folgte sofort dem Ruf, während Kurt fragte:

„Soll Fräulein Anna nicht mitfahren, Mama?“

„Sie ist jetzt nicht gut abkömmlich, lieber Kurt, fahrt nur immer ab,“ lautete die Antwort. Dann ertheilte sie Anna irgend einen Auftrag, der eigentlich überflüssig war, Anna aber doch veranlaßte, nach dem Schloß zurückzukehren.

Kurt war bis in die Stirn roth geworden. Einen Augenblick stand er unschlüssig da, im Begriff, das Ruder fortzuwerfen und Anna zu folgen. Dann gewann er es über sich, den Anordnungen seiner Mutter keinen Widerstand entgegenzusetzen, und das Boot entfernte sich vom Lande.

Bald nach der Rückkehr von der Bootpartie bestellte Graf Frankenstedt den Wagen und kehrte mit den Damen nach Rula zurück.

„Na, Du glücklicher Bräutigam,“ rief der Bankier, die Hand auf Arthurs Schulter legend, „ein schönes Weib wirst Du haben, ob aber ein liebenswürdiges —“

„Das überlasse doch gefälligst mir selbst zu beurtheilen,“ lautete die etwas gereizte Antwort.

Der Bankier blinzelte hinter seiner goldenen Brille hervor den Schwager an.

„Na, na, ich denke, zwischen uns ist doch wohl ein offenes Wort erlaubt, und wenn ich später einmal von Dir verlange, daß Deine gräfliche Gemahlin liebenswürdigere Seiten gegen mich herauskehrt, als sie heute zeigte, so wirst Du wohl einige Veranlassung haben, meine Wünsche zu berücksichtigen.“

Arthur wechselte die Farbe, und dicht an seinen Schwager herantretend, murmelte er erregt:

„Eine solche Anspielung scheint mir —“

„Vielleicht doch nicht überflüssig,“ ergänzte der Bankier. „Im Uebrigen, nichts für ungut, ich bin kein Spielverderber, man muß mich nur nicht auf die Füße treten!“

Arthur schwieg, aber sein Gesicht verrieth, daß dieses Schweigen ein nur mühsam erzwungenes war, während der Bankier ihn nicht weiter beachtete und eine triviale Melodie vor sich hinpfiff.

Der Wortwechsel hatte etwas abseits von den Anderen stattgefunden und war auch nicht beachtet worden, da Frau Meta sich von Anna eine abgerissene Spitze annähen ließ, und Kurt, sobald der Wagen der Frankenstedts fortgerollt war, seine Mutter um eine Unterredung gebeten hatte.

Er hatte ihr den Arm gegeben und hatte sie in das Haus zurückgeführt.

„Mama,“ begann er, sobald sie allein waren, „Mama, was hast Du mit Anna gemacht?“

Sein Athem ging schnell, man hörte es seiner Stimme an, wie er mit sich kämpfte, um ruhig zu erscheinen. Frau Welasky blickte ihn fest an.

„Ich habe mir sehr viel Mühe gegeben, Anna zu erziehen — aber —“

„Nein, Mama, nicht erzogen, sondern unterdrückt hast Du sie. Meinem Waldvogel hast Du die Flügel beschnitten, daß er sich nun scheu in die Ecken drückt und nicht mehr wagt, seine liebe, helle Stimme zu erheben. O, ich habe gelitten heute Nachmittag, gelitten wie nie in meinem Leben. Ich habe vor den Fremden geschwiegen um Deinetwillen, Mama, aber jetzt muß es klar zwischen uns werden. Du hast mein Vertrauen mißbraucht. Anna hat in Deinem Hause, das ihr eine Heimath werden sollte, gelitten — ich sehe das auf ihrem verkümmerten Gesicht, ohne daß sie mir ein Wort der Klage sagte — wie hätte sie auch Zeit dazu finden sollen, da Du sie gewaltsam von uns fern hieltest. Aber ich weiß Alles, Alles, und es ist, als wäre ich immer dabei gewesen und hätte gesehen, wie Du die Hand auf meine Waldblume legtest, um sie am Blühen zu verhindern!“

Er hatte in steigender Erregung gesprochen, und unter seinen Worten sah Frau Welasky das stolze Ge-

bäude ihrer Hoffnungen zusammenstürzen. Sie hatte gemeint, er würde durch die Trennung kühler und unbefangener werden, den Vergleich zwischen den Komtessen und Anna ziehen und diese plötzlich in anderem Lichte sehen, als umgeben vom Waldzauber, der es ihm, nach ihrer Meinung, angethan hatte. Schon glaubte sie, erreicht zu haben, was sie seit Monaten vorbereitete. Nun war Alles dahin. Sie senkte den Kopf — doch sie spähte nach den Trümmern, die zu ihren Füßen lagen — vielleicht ließ sich noch aus ihnen etwas retten.

Ohne ihn zu unterbrechen, ließ sie ihren Sohn Alles aussprechen, was er auf dem Herzen hatte. Dann hob sie langsam den Kopf. Ihre harten Augen schimmerten feucht, ihre Stimme klang weicher.

„Ich habe es doch versucht, sie zu erziehen," sagte sie, „frage sie selbst, ob wir nicht Tag für Tag zusammen lasen, arbeiteten, kurz immer mit einander waren. Und laß Dir sagen, es war schwer, sehr schwer für mich, dieses Mädchen unausgesetzt um mich zu haben und mir zu sagen, zuerst zagend, dann mit unumstößlicher Gewißheit: es ist Alles umsonst. Sie hat nicht das Streben, sich selbst zu heben, niedrig, wie sie geboren wurde, wird sie bleiben."

„Nein, ich kenne sie besser!" unterbrach sie Kurt. Sie seufzte tief auf.

„Ich kenne sie jetzt besser als Du — sie muß Dich unglücklich machen, sie kann Dir nicht genügen!"

Kurt schüttelte den Kopf.

„Nein, Mama, Du verstehst sie nicht. Wenn Du es ehrlich mit ihr meintest, so habe Dank und verzeihe mir meine Heftigkeit. Ich will Dir gehorsam sein in allen Dingen — nur nicht, was Anna betrifft!"

„Kurt, Kurt! O, daß Du mir diesen Schmerz anthun kannst!"

Sie rang, einen Augenblick völlig fassungslos, die Hände. Thränen verschleierten ihre Augen.

Kurt hatte sie nie weinen sehen. Und was alle ihre Worte und Berechnungen nicht vermocht hatten, vermochten ihre Thränen.

„Mama, Mama, nein, weinen sollst Du nicht um mich! Ich will ja jetzt nicht störend in Deine Festfreude eingreifen, ich will keinen Mißklang verursachen — nein, gewiß, ich verspreche Dir, ich will jetzt nichts thun, was gegen Dein Gefühl wäre. Aber ich bitte Dich, schone auch das meine. Anna in dieser Stellung hier zu sehen, ohne sagen zu dürfen: sie ist mein, ich schütze sie, ich trete für sie ein — nein — das ertrage ich nicht. Aber ich will Dir ein Auskunftsmittel sagen: Anna soll zu ihrer Mutter zurück, wir schützen irgend ein Leiden vor — das läßt sich leicht machen. Anna bleibt während der Hochzeit ruhig in ihrem Walde, ich

werde sie dort natürlich sehen, aber im Uebrigen werde ich schweigen. Und nach der Hochzeit — nein, darüber sprechen wir noch nicht. Mama, nun bitte, weine aber nicht mehr, ich will gewiß immer, so viel ich kann, Deinen Wünschen nachkommen, nur in diesem einen Falle — da steht mein Wille fest, ich kann nicht anders, Mama!"

In der Halle erschallten die Stimmen der übrigen Gesellschaft, welche jetzt aus dem Garten zurückkehrte.

Schweigend wandte Frau Welasky sich ab und entfernte sich mit schnellen Schritten. Kurt blickte ihr seufzend nach.

„Ich kann nicht anders!" wiederholte er. Dann ging er den Andern entgegen.

Frau Meta schlug eben eine Whistpartie vor, um den „angebrochenen Abend" hinzubringen. „Mama, wir und die Brüder — das sind zwar fünf, aber das schadet nichts, eins wird immer ausgerobbert."

„Da Du von Fräulein Anna anzunehmen scheinst, daß sie nicht Whist spielt, bitte ich mir ihre Hilfe beim Auspacken meines Hochzeitsgeschenkes aus," sagte Kurt.

„O, dabei wollen wir Alle helfen, mit Ausnahme von Arthur natürlich!"

„Nein, es ist mir lieber so — Mama schreibt noch Briefe, so seid Ihr gerade drei zum Whist, das genügt. Kommen Sie, liebe Anna!"

Unbekümmert um Arthurs Stirnrunzeln und die Gesichter der Berliner verließ er mit Anna die Halle.

Kaum hatte die Thür sich hinter ihnen geschlossen, so ergriff er Annas Hand.

„Komm, wir gehen hinaus in den Park, es ist jetzt genug der Komödie.“

„O Gott, ich darf ja nicht; Frau Welasky wäre ja zu böse.“

„Frau Welasky? So sprichst Du von meiner Mutter? Mein armes Vögelchen, was haben sie mit Dir gemacht! Aber nun öffne ich das Bauer, nun soll es vorbei sein mit der Gefangenschaft, komm hinaus, dort sollst Du mir alles erzählen, was Du gelitten hast — ach, ich weiß es ja aber ohnehin. Du warst gefangen, und das verträgt ein Waldvogel nicht, nicht wahr?“

Sie schmiegte sich in seinen Arm.

„O, Du bist wieder da, nun ist ja Alles, Alles gut, und nun will ich nicht klagen. Denn, wenn Deine Mutter auch streng ist — sie hatte ja gewiß Recht, mit mir unzufrieden zu sein, es fehlt mir ja so viel, so viel, um eine wirkliche Dame zu sein. Ich habe selbst nicht nicht mehr geglaubt, daß Du mich lieben könntest — bis Dein Brief kam. Ach Kurt, seitdem wußte ich, daß Du doch noch an mich dachtest —. Aber dann, als ich Dich heute mit den Komtessen sah, da fühlte ich wieder so recht den Unterschied.“

„Ja, mein Liebling, es ist freilich ein Unterschied, denn bei Jenen ist Alles Dressur oder Berechnung — Du aber bist echt, goldecht und Dich liebe ich, Du meine Waldblume!“

Sie verschwanden im Schatten des Parkes. Eines an das Andere geschmiegt, in leisem Geflüster, und vor dem seligen Glück der Gegenwart schwanden für Anna die trüben Erinnerungen der letzten Wochen, in denen sie an sich verzweifelt war, weil sie glaubte, Kurts Liebe nicht würdig zu sein.

Am nächsten Morgen hieß es, Frau Mikolla sei erkrankt, und Anna müsse zu ihr, um sie zu pflegen.

XX.

Die Hochzeit war vorüber. Arthur hob seine junge Frau in den Reisewagen, und unter dem lebhaften Zuruf der Zurückbleibenden rollte dieser von der Schloßrampe herab. Einige Minuten saß das junge Paar schweigend neben einander. Kamilla hatte beim Abschied vom Vaterhause keine Thränen vergossen, die Arthur nun lächelnd und glücksbewußt hätte trocknen können. Ernst und ein wenig bleich saßen sie neben einander. Nur Arthurs Blick glitt ab und zu fragend zu Kamilla hinüber, aber ihre Züge verriethen ihm nichts, was er nicht schon gewußt hätte. Den ganzen Sommer hindurch hatte er gehofft, auf diesen Zügen einmal etwas Anderes als die kalte Ruhe zu finden. Immer wieder war er enttäuscht worden und immer wieder hatte er sich selbst zur Ruhe verwiesen. Jetzt drängte das zurückgehaltene Gefühl sich gewaltsam auf seine Lippen.

Er hatte den Wagen eine Stunde früher bestellt, als nöthig gewesen wäre, um den Eisenbahnzug zu erreichen, und als der Weg jetzt in den Wald einbog, schlug er Kamilla vor, einen Fußweg, welcher den Wald quer durchschnitt, zu betreten und den Wagen jenseit des Waldes wiederzufinden. Sie blickte ihn kühl abweisend an.

„Wozu?“ fragte sie.

Seine Stirn röthete sich.

„Es wäre eine große Freude für mich, mit Dir durch den Wald zu gehen und ich bitte Dich darum,“ sagte er.

Schweigend erhob sie sich, und beide verließen den Wagen.

Er bot ihr den Arm, und mit kaum merkbarer Berührung legte sie ihre Fingenspitzen darauf. „Ich danke Dir, daß Du meinen Wunsch erfülltest, Kamilla,“ begann er, nachdem sie sich einige Schritte von dem Wagen entfernt hatten. „Ein gemeinsames Leben liegt jetzt vor uns, und ich möchte dasselbe nicht beginnen, ohne zwischen uns einige Punkte aufzuklären, die bisher unberührt blieben, weil — nun, laß es mich immerhin gestehen, weil ich nicht den Muth hatte, sie zu berühren.“

Ein scheuer, fragender Blick streifte ihn, aber kein

Wort kam über Kamillas festgeschlossene Lippen, und Arthur fuhr fort:

„Ich habe dich um Verzeihung zu bitten, Kamilla, weil ich um Dich warb, ohne Dir das sagen zu können, was doch allein die Werbung eines Mannes um eine Frau veranlassen sollte, daß ich Dich liebte nämlich. Ich glaubte damals, überhaupt nicht mehr lieben zu können. Weshalb? Das ist eine alte Geschichte, die Dich nicht interessiren würde. Ich glaubte es, und — Kamilla, Du hast mich gelehrt, daß ich die Liebe in ihrer vollen und höchsten Bedeutung bisher gar nicht gekannt habe. Du tratest mir vom ersten Augenblicke an in einer Weise entgegen, wie ich sie einer Frau nie zugetraut hätte, so groß, so ehrlich —“

„Haben die Männer allein das Recht, ehrlich zu sein?“ fragte sie fast heftig dazwischen.

„Ich hatte eben noch keine Frau gefunden, wie Dich,“ fuhr er fort, und je mehr ich Dich kennen lernte, je mehr wuchs meine Bewunderung — und — meine Liebe.“

Mit einer plötzlichen Bewegung hatte sie ihren Arm aus dem seinen gelöst.

Er neigte sich zu ihr herab und sah ihr traurig und innig in die Augen.

„Kamilla, darf ich Dir das nicht sagen, jetzt, nachdem wir Mann und Frau geworden? Und ich meine,

Du mußt es längst wissen; denn wenn Du auch immer eine Aussprache zu vermeiden wußtest, mein ganzes Wesen muß es Dir ja verrathen haben, daß ich nicht mehr Derselbe war, der einst die Stirn hatte, um ein ungeliebtes Mädchen zu werben. Kamilla, willst Du mir dieses „Einst" verzeihen?"

Verwirrt, fassungslos stand sie vor ihm. Vielleicht hätte seine Stimme den Weg zu ihrem Herzen gefunden, wenn er ihr Zeit gelassen hätte. Aber seine Lippen lechzten nach den ihren, sie stand einen Augenblick nicht mehr abwehrend, wie sonst, vor ihm, und das Bewußtsein, daß dieses schöne Weib, das er mit Innigkeit, aber auch mit aller Leidenschaft liebte, sein war, überkam ihn plötzlich wie ein Rausch. Er schlang die Arme um sie und preßte sie an sich, ihren spröden Mund mit seinen heißen Lippen suchend und findend.

„Du bist ja mein, mein!" klang es in ihr Ohr.

Da war die Verwirrung, welche sie einen Augenblick umsponnen hatte, dahin, sie stieß ihn von sich.

„Nein, nein, nicht von Liebe war in unserem Pakt die Rede, sondern nur — —"

Sie vollendete den Satz nicht, die Veränderung, welche ihre Worte auf Arthurs Gesicht hervorgerufen hatten, war so furchtbar, daß sie erschrocken inne hielt. Jetzt erst wußte sie im ganzen Umfang, was sie gethan

und gesagt hatte; aber jetzt bäumte sich auch der Stolz in ihr dagegen auf, zurückzugehen und nachzugeben.

Das Wort „Pakt“ war gefallen, sie nahm es nicht zurück, und sich stolz aufrichtend, bis in die Lippen erblaßt, aber ohne einen Blick auf sie zu werfen, sagte er: „Unser „Pakt“ — ach ja, es war der rechte Augenblick, mich daran zu erinnern, wie lautete er doch: Ehre und Adel gegen Reichthum. — Ich glaube, wir setzen unsern Weg fort, nicht wahr?“

Und wiederum schweigend schritten sie neben einander hin. Ueber ihnen rauschte der Wald, und ab und zu wurde eine einzelne Vogelstimme laut. Gelbliche Blätter fielen von den Zweigen auf ihren Weg herab und mischten sich mit dem trocknen Laub, das dort schon lag, und die Vogelstimmen schienen zu klagen, daß der Sommer scheiden wolle.

„Vorbei,“ klang es, „vorbei.“

Und „vorbei“ hallte es in Arthurs Herzen nach. „Mein Traum, mein Glück vorbei!“

Er hatte Kamilla nicht wieder den Arm geboten. Sie schritt neben ihm dahin über das raschelnde Laub, die Hände fest in einander gefaltet, die Augen auf das grün-gelbe Blättergewirr über ihnen gerichtet. Jetzt blickte ein Stück blauen Himmels zwischen den Zweigen hindurch.

„Ich habe ihm weh gethan, sehr weh, und er meinte es gut,“ ging es durch Kamillas Sinn.

Dann fuhr ein Windstoß über die Baumkronen hin und wirbelte die gelben und grünen Blätter wirr durcheinander.

„Nein, nein, er hat es verdient, daß ich ihn abwies,“ wirbelte es im nächsten Augenblick auch durch Kamillas Gedanken. „Nur an Pflicht und Opfer habe ich gedacht all diese Zeit. Und er — er fand neben dem Gefallen an meinem alten Namen auch noch Gefallen an meinem Aeußern — und das nennt er Liebe!“

Ein Schauder durchrieselte sie, ein plötzliches Entsetzen, daß sie sich dem Manne zu eigen geben sollte, der nicht um ihre Liebe geworben hatte, als er um ihre Hand warb. Ernst und schwer hatte sie sich bisher das Leben an seiner Seite vorgestellt, aber sie hatte geglaubt, das Bewußtsein, ihre Pflicht zu thun, würde sie stark machen. Manchmal, in stillen Stunden, hatte sie sich auch gesagt, daß es nicht an geistigen Berührungspunkten zwischen ihr und Arthur fehlen würde. Immer aber hatten ihre Vorstellungen von der Zukunft etwas Unklares, Nebelhaftes gehabt. Nun hatte er sie in die Arme geschlossen und hatte ihr von „Liebe“ gesprochen. Und ein Angstgefühl, wie sie es nie empfunden, preßte ihr das Herz zusammen. Unwillkürlich hatte sie die Entfernung zwischen sich und Arthur mehr

und mehr vergrößert; sie schritt jetzt hart an der Seite des Waldweges hin.

Die Chaussee wurde vor ihnen sichtbar, und man hörte den heranrollenden Wagen.

Schweigend trat Arthur an sie heran und bot ihr den Arm.

„Ich bitte," sagte er in fast befehlendem Tone, als sie zögerte, ihre Hand darauf zu legen. „Unsere Stellung einander gegenüber ist jetzt klar, ich werde mich nicht ein zweites Mal daran erinnern lassen. Den Leuten gegenüber aber werde ich die Dehors aufrecht erhalten und erwarte ein Gleiches von Dir."

Am Abend, als sie ihre Endstation erreicht hatten, sagte Arthur:

„Ich schlage vor, daß wir die Nacht hindurch weiter fahren, wir haben dann morgen schon einen größeren Theil unseres unvermeidlichen Reiseprogramms ausgeführt."

Kamilla neigte in schweigender Zustimmung den Kopf.

Am Morgen, beim Eintreffen in der fernen süddeutschen Stadt, in der sie Niemand kannte, fuhren sie nach einem Hotel, wo Arthur zwei Zimmer verlangte.

Er begleitete Kamilla bis an die Thür des ihren, wo er sich von ihr verabschiedete.

„Wir werden ein wenig ruhen,“ sagte er, „und in etwa drei Stunden werde ich fragen, ob Du mich bei einer Fahrt durch die Stadt begleiten willst.“

Dann entfernte er sich und Kamilla war allein.

XXI.

Kurt hatte noch einen Tag nach der Hochzeit Urlaub. In der folgenden Nacht mußte er nach seiner Garnison zurückkehren.

Dieser letzte Tag sollte Anna gehören, und schon am Morgen traf er im Waldhause ein, unter dessen Veranda Anna ihn wieder mit dem alten, strahlenden Lächeln empfing.

Unbekümmert um Frau Mikolla, die hinter ihr stand, schloß er sie in die Arme.

„Ich hatte noch eine Unterredung mit Mama, es ist jetzt Alles in Ordnung, und Du bist für Jeden, der danach fragt, meine Braut!" rief er ihr entgegen.

„Ach Gott, ich weiß doch gar nicht, was ich aus dem Allen machen soll," meinte Frau Mikolla, als er nun auch sie begrüßte. „Daß die Anna nun auf einmal zurückkam, und gerade vor der Hochzeit — —"

„Das ist eine Konzession gewesen, die wir Mama

gemacht haben," erklärte Kurt. „Sie wollte nun doch einmal bis dahin Alles geheim gehalten haben, und das war nicht möglich, wenn man uns zusammen sah, nicht wahr, Aennchen? Nun habe ich es aber meinen Berliner Geschwistern gesagt, und der Herr Pastor soll's auch wissen, überhaupt braucht es nun kein Geheimniß mehr zu sein. Zwei Dinge nur habe ich Mama noch versprochen, erstens keine Anzeigen herumzuschicken und unsere Verlobung nicht in die Zeitung zu setzen und dann noch zwei Jahre mit der Hochzeit zu warten, weil wir beide noch zu jung sein sollen. Na, weißt Du, mein kleiner Liebling, das hat Mama beruhigt, und — ein Jahr handeln wir ihr, denke ich, doch noch ab. Und nun wollen wir froh sein, dieser ganze schöne Tag gehört uns, ich kehre erst eine halbe Stunde vor der Abreise nach Dambowa zurück."

Anna sah ihn mit glänzenden Augen an. Ihr genügte es, ihn zu sehen, seine Stimme zu hören und sich in seinen Arm zu schmiegen, um Vergangenheit und Zukunft zu vergessen und in der Gegenwart ganz, ganz glücklich zu sein.

Frau Mikolla seufzte und schüttelte den Kopf; aber die beiden Glücklichen nahmen sie in ihre Mitte und plauderten und scherzten ihr die Sorgen fort, bis sie mit ihnen lächeln und an eine frohe Zukunft glauben mußte. Dann ging Kurt mit Anna nach dem Ruinen=

platz. All die Wege von einst durchschritten sie wieder, und all die Erinnerungen, die sich daran knüpften, wurden wieder besprochen, jedes Zusammensein wurde gleichsam noch einmal mit einander durchgelebt.

Auf dem Ruinenplatz setzten sie sich unter das Kirchenportal. Die Farrenkräuter waren jetzt mächtig emporgeschossen, darunter in dem grünen Moosteppich standen rothe und weiße Pilze, und dazwischen bewegte sich eine geschäftige Käferwelt, während oben, hoch über den Wipfeln des Waldes die Zugvögel sich rufend und zwitschernd sammelten.

Anna lehnte ihren Kopf an Kurts Schulter, und während ihr Blick hinauf zu den Vögeln und hinab zu den Käfern schweifte, sagte sie:

„Wenn ich so ganz still im Walde sitze, scheint es mir, als kennten mich die Pflanzen und die Thiere und als verstünde ich sie und sie verstünden mich auch. Und dann scheint es mir, daß wir so recht zusammengehören, so wie — nun wie eine Familie. Ist das sehr dumm?"

„Nein, mein Liebling, das ist gar nicht dumm, sondern ganz richtig. Alle Wesen freuen sich des Lebens und erleiden am Ende den Tod; wir sind wirklich eine große Familie, Pflanzen, Thiere und Menschen, und daß Du so empfindest, zeigt mir wieder, wie gleich geartet wir sind. Als kleiner Junge habe ich manchmal

im Grase auf dem Rücken gelegen und habe gespielt: jetzt bin ich ein Käfer, jetzt bin ich eine Blume — und habe lange Zwiegespräche mit den kleinen Kameraden gehalten, die da um mich her krabbelten und blühten."

„O, wie mich das freut! und dann lachst Du mich auch nicht aus, wenn ich mir einbilde, daß uns die Farren und die blauen Glocken jetzt zunicken und sich freuen, weil wir so glücklich sind!"

„Du mein süßer, kleiner Waldvogel — o Gott, Kind, was mußt Du gelitten haben unter der harten Hand meiner Mutter!"

Sie legte ihre Finger auf seinen Mund.

„Still, still, sprich nicht davon, heute, wo wir so glücklich sind!"

Er drückte ihre beiden Hände an seine Brust.

„Der Gedanke daran hat mich aus unserem Waldtraum aufgeschreckt; komm, wir wollen weitergehen."

Sie erhoben sich.

„Du mußt nicht traurig sein," sagte Anna; „ich habe wirklich schon Alles vergessen, seit ich Dich wieder habe und den Wald!"

Er schritt mit ernstem Gesicht neben ihr hin.

„Sieh, das ist ein Vorzug, den Thiere und Pflanzen vor uns haben, daß ihnen eine frohe Gegenwart nicht durch vergangenes Leid oder Sorgen um die Zukunft verdorben werden kann."

„Da müssen wir von ihnen lernen," sagte sie lächelnd.

Ein bunter Schmetterling gaukelte an ihnen vorüber.

„Siehst Du, wie er sich freut im Strahl der Herbstsonne," meinte Kurt, „wenn er wüßte, daß der erste Nachtfrost ihn tödten wird — —"

„Er weiß es aber nicht, Kurt, und wenn der Frost kommt, dann ist es schnell vorbei mit ihm. Wenn ich ein Schmetterling wäre, ich ließe mich lieber nach einem Tage voll Sonnenglanz und Blumenduft vom Nachtfrost tödten, als daß ich einen langen Winter in einer dunklen Zimmerecke vertrauerte."

Kurt blickte dem Falter nach.

„Du hast Recht, Anna, man muß keinen traurigen Gedanken Raum geben, wenn man das Glück im Arme hält. Und ich halte es ja!" setzte er lächelnd hinzu, seinen Arm um ihre Schultern legend.

XXII.

Als Kurt am Abend, ganz berauscht von Waldesduft und Liebeshoffnung, nach Dambowa zurückkehrte, um von Mutter und Geschwistern Abschied zu nehmen, fand er Frau Welasky sehr aufgeregt.

„Denke Dir, als ich mit Meta meinen Schmuck ordnete, vermißte ich den schönen Ring, den ich aus Italien mitbrachte, Du kennst ihn ja. Ich habe ihn noch kurz vor der Hochzeit Meta gezeigt, Anna war auch noch dabei, wir haben ihn Alle gesehen, und nun kann ich ihn nicht finden!“ klagte sie.

„Es thut mir sehr leid, daß ich Dir nicht suchen helfen kann,“ erwiederte er, sehr wenig durch den Verlust eines gleichgiltigen und, wie er meinte, verräumten Ringes interessirt. „Aber leider muß ich jetzt machen, daß ich fortkomme, wenn ich den Zug erreichen und mich morgen an Ort und Stelle melden will, was ich doch, Gott sei's geklagt, thun muß.“ Er sah noch nach

seinen Sachen, der Wagen, der ihn zur Station bringen sollte, stand bereit. Nur wenige Minuten noch sprach er seine Mutter allein.

„Ich war sehr, sehr glücklich heute, Mama, und ich habe die felsenfeste Ueberzeugung, Anna wird uns nur Ehre machen, wenn sie erst meine kleine Frau ist. Und nun versprich mir, daß Du nicht mehr versuchen wirst, sie zu quälen."

Frau Welasky sah ihn nicht an. Ihre Augen waren mit einem eigenthümlich starren Ausdruck ins Weite gerichtet.

„Ich habe in guter Absicht gehandelt, ich habe nur gethan, was ich glaubte thun zu müssen," sagte sie.

Er ergriff ihre Hand.

„Ich glaube das, Mama, aber — siehst Du, für Anna war es doch nicht das Richtige. Und nun, sei ihr und mir nicht böse, weil wir uns so lieb haben, und lasse sie in ihrem Waldfrieden, bis ich sie mir hole. Willst Du?"

„Ich werde sie nicht hierher zurückholen, gewiß nicht!"

„Und wirst auch dort im Walde nicht versuchen, sie zu beeinflussen?"

„Nein!"

„Und willst Du uns nicht böse sein?"

„Ich habe nichts Anderes vor Augen als Dein Glück, wahrhaftig nichts Anderes!“

Der Diener kam mit der Meldung, daß es die höchste Zeit zur Abfahrt sei.

Kurt nahm schnell Abschied, und wenige Minuten später sah Frau Welasky von der Halle aus dem Wagen nach, der allmälig in der Lindenallee verschwand, um ihren Jüngsten in die Ferne zu tragen für lange, lange Zeit. Doch nicht Rührung und Abschiedsweh lagen in ihrem Blick. Derselbe schien in seiner eigenthümlichen Starrheit nur mechanisch dem Wagen zu folgen, in Wahrheit aber nach innen gekehrt zu sein, auf etwas gerichtet, das ihre Seele erfüllte, ohne daß ihre Lippen es aussprachen. Plötzlich schauerte sie zusammen. Die Linien zwischen Mund und Nase prägten sich so scharf aus, daß sie in einem Augenblick um Jahre gealtert schien. Sie preßte die Lippen auf einander und wandte sich mit einer hastigen Bewegung vom Fenster ab.

„Wenn Du den Abschied von Deinem Liebling überwunden haben wirst, möchte ich um Dein Gehör in einer Geschäftsangelegenheit bitten,“ sagte ihr Schwiegersohn, der mit Meta am anderen Fenster gestanden hatte und ihr nun entgegentrat.

Sie sah ihn zerstreut an.

„Es hat wohl noch Zeit, ich möchte jetzt energisch den Ring suchen.“

„Den Ring? Nun, ich dächte, den hätten wir Alle schon zur Genüge gesucht, und da wir morgen abreisen wollen, möchte ich meine Angelegenheit noch zur Sprache bringen. Außerdem ist es jetzt dunkel, Du suchst morgen am Tage mit mehr Erfolg.“

Frau Welasky runzelte die Stirn. Einen Augenblick schien sie unschlüssig, dann sagte sie:

„Nun denn, so komme — Meta kann wohl zuhören?“

„Meta versteht nichts von Geschäften . . .“

„So lernt sie es. Komm', Meta!“

Sie gingen in Frau Weläskys Wohnzimmer, und hier entwickelte der Bankier seine Pläne. Er brauchte zu einer größeren Unternehmung Geld und wünschte das Kapital von seiner Schwiegermutter zu erhalten, „natürlich verzinsbar, wie jedes Andere,“ fügte er mit breitem Lächeln hinzu, während Frau Meta in ihrem Fauteuil hörbar gähnte.

Zum großen Erstaunen des Bankiers war Frau Welasky aber durchaus nicht bereit, auf seine Wünsche einzugehen.

„Erstens will ich mein Geld nicht bei Börsenmanövern aufs Spiel setzen,“ erklärte sie, „und zweitens würde es mir jetzt schwer werden, ein so bedeutendes

Kapital flüssig zu machen. Der Ankauf des Verkawaldes hat meine disponiblen Gelder erschöpft."

„Verzeih, Mama, aber dieser Ankauf ist eine Thorheit gewesen. Heutzutage kann man vortheilhaftere Spekulationen machen —"

„Ich habe in dieser Angelegenheit nicht um Deine Kritik gebeten, sondern ich stelle einfach Thatsachen fest, an denen nichts mehr zu ändern ist. Jedem meiner Kinder steht auf seinen Wunsch eine klare Einsicht in mein Vermögen frei. Du kannst Dich überzeugen, daß ich das von Dir gewünschte Kapital nur frei machen könnte, indem ich sehr vortheilhafte Papiere verkaufte oder Dambowa belastete. Letzteres ist schon aus dem Grunde ausgeschlossen, weil ich im Begriff stehe, Dambowa Arthur zu übergeben . . ."

„Den Du damit doch in einer, wie mir scheint, höchst ungerechten Weise vor uns Anderen bevorzugen willst —"

„Ich bitte Dich nochmals, Dich zu erinnern, daß ich Niemandem über das, was ich thue und lasse, Rechenschaft schuldig bin, daß ich Euch Kindern Einblick in meine Verhältnisse gewähre, nur weil es mir so beliebt, nicht weil Ihr ein Recht hättet, danach zu fragen, und endlich, daß ich es nicht liebe, in Sachen kritisirt zu werden, die ich nach reiflicher Erwägung für richtig befunden habe. Wenn ich es also für nöthig halte,

Arthur besonders vortheilhaft zu stellen, damit er in der Lage ist, den Besitz und die Familie würdig zu vertreten —"

„Erlaube eine Unterbrechung, Mama, die Familie vertreten wir Alle gleichmäßig, die wir denselben Namen tragen —"

„Nein, die Familie wird vorwiegend durch den repräsentirt, der den Familienbesitz in der Hand hat!"

„Das ist ein aristokratisches Prinzip, dem das Unwesen der Majorate seinen Ursprung verdankt!"

„Die Majorate sind die einzige Institution, durch welche es möglich wird, dauernd einen großen Besitz an ein und dieselbe Familie zu fesseln."

„Ah, also darauf soll es hinaus! Nobilitirung, — Majorat — Beraubung der jüngeren Kinder zu Gunsten des einen Bevorzugten —"

„Und wenn es darauf hinaus sollte, wer wollte mich daran hindern?"

„Nun, darüber ließe sich denn doch noch ein Wort reden! Es ist nur gut, daß man so beiläufig erfährt, was geplant wird!"

Frau Welasky bedauerte, daß sie sich hatte hinreißen lassen. Sie zwang sich zu ruhigerem Tone.

„Von einem bestimmten Plane ist hier nicht die Rede. Wir haben uns über Theorien erhitzt, die im Augenblick absolut keinen praktischen Nutzen haben.

Kehren wir auf den festen Boden des Thatsächlichen zurück. Du brauchst Geld zu einer Spekulation, mit der ich nicht einverstanden bin. Ich bedauere daher, Dir dieses Geld verweigern zu müssen. Das war es, um was es sich handelte, und das ist hiermit erledigt. Dagegen bin ich bereit, Meta einen Zuschuß zu ihrem Haushaltungsgelde zu geben, über dessen Höhe wir uns noch einigen werden. Ich beabsichtige nach der Uebergabe von Dambowa nach Berlin zu übersiedeln, werde dort häufig Euer Tischgast sein, und Meta soll davon ihren Vortheil haben. Ich erwähne dies nur, weil wir überhaupt einmal von Geschäften sprechen."

Der Bankier kaute an seinem Bart, die Gläser seiner Brille spiegelten derartig, daß man von seinen Augen nichts sehen konnte. Er schwieg, aber für den unbefangenen Beobachter lag etwas Drohendes in diesem plötzlichen Verstummen. Frau Welasky war jedoch in diesem Augenblick nicht unbefangen. Ihre sonst farblosen Wangen glühten. Es lag etwas von fieberhafter Erregtheit in der Art und Weise, wie sie sich nun an ihre Tochter wandte und von ihren Berliner Plänen sprach, um dann plötzlich ebenfalls zu verstummen und wie in sich versunken in das Licht der Lampe zu starren.

Frau Meta begann wieder zu gähnen.

„So ein Abend auf dem Lande wird doch recht lang," sagte sie, nach der Uhr sehend.

„Wenn Du müde bist, mir ist es recht, schlafen zu gehen," erklärte Frau Welasky. Ich werde ohnehin morgen zeitig Tag machen, es läßt mir keine Ruhe, bis ich den Ring wieder habe."

„Ich bin doch auch noch besonders benachtheiligt, wenn er verloren ist, aber ich hoffe, bis zu unserer Abreise am Nachmittage wird er gefunden sein," meinte Frau Meta und bot ihrer Mutter eine „Gute Nacht."

„Endlich, endlich allein," murmelte Frau Welasky, als sie ihr Schlafzimmer betreten und die Kammerjungfer fortgeschickt hatte.

Die Arme über die Brust gekreuzt, begann sie das Zimmer zu durchwandern, auf und ab, rastlos, wie die Gedanken durch ihr Hirn wogten. Endlich blieb sie stehen.

„O, ich wünschte, es wäre erst geschehen und Alles wäre vorbei!" stöhnte sie. Dann öffnete sie leise die Thür, welche in das Zimmer führte, das Anna bewohnt hatte. Einen scheuen Blick warf sie in den dunklen Raum, ein Ausdruck furchtbarer Seelenangst spiegelte sich in ihren Zügen. Dann wandte sie sich hastig ab und schloß die Thür. Starre Kälte lag wieder auf ihrem Gesicht. „Es muß sein," murmelte sie, „es bleibt mir nichts andres übrig!"

XXIII.

In der ersten Morgenfrühe des nächsten Tages begannen die Nachforschungen nach dem Ringe aufs Neue. Der Amtsvorsteher war in Begleitung eines Gendarmen in Dambowa eingetroffen, und Frau Welasky, welche vorher mit ihrer Tochter eine Unterredung gehabt hatte, rief das Hauspersonal zusammen. Als dasselbe vereint war, sagte sie:

„Ihr wißt Alle, daß ich ein kostbares Schmuckstück vermisse. Dasselbe ist auf eine mir unerklärliche Weise verschwunden und kann sich schwerlich außerhalb des Hauses befinden. Ich bin mit Euch Allen zufrieden, auf Keins von Euch habe ich auch nur den geringsten Verdacht, denn ich halte Euch für unfähig, eine unehrliche Handlung gegen Eure Herrschaft zu begehen. Damit der Herr Amtsvorsteher aber eine gründliche Durchsuchung des ganzen Hauses vornehmen kann, ist es erforderlich, daß Ihr Alle ihm die Schlüssel zu

Euren Sachen einhändigt. Damit Ihr seht, daß das eine ganz allgemeine Maßregel ist, die keines von Euch beleidigen darf, wird meine Tochter zuerst dem Herrn Amtsvorsteher ihre Schlüssel einhändigen. So lange die Nachsuchungen stattfinden, bitte ich Euch Alle, hier in der Halle zu bleiben."

Die nicht geringe Aufregung unter den Leuten wurde durch Frau Welasky und des Amtsvorstehers Gegenwart in Schranken gehalten, und als Frau Meta sofort an den Letzteren herantrat, ihm ihre Kofferschlüssel übergab und sagte: „Bitte machen Sie nur bei meinen und meiner Jungfer Sachen den Anfang —" da wagte Niemand gegen die getroffenen Anordnungen zu murren.

Kaum waren aber die Herrschaften aus dem Saale verschwunden, als die allgemeine Aufregung sich in den lebhaftesten Gefühlsäußerungen Luft machte. Ausrufe des Unwillens, Betheuerungen völliger Unschuld und am Ende Verdächtigungen aller Art schwirrten da umher wie ein Schwarm entfesselter Bienen.

„Wenn die eigene Tochter ihre Sachen durchsuchen läßt, mögen sie sich die meinen auch besehen," erklärte die Kammerjungfer. „Ohne das hätte ich es mir aber nicht gefallen lassen, und zu Michaeli kündige ich, denn in so einem Hause, wo so etwas vorkommen kann, bleibe ich nicht."

„Na, ich warte den Weihnachten noch ab, das Kündigen kommt dann immer noch zurecht," meinte das Stubenmädchen. „Was mich aber am meisten ärgert, das ist die Ungerechtigkeit. Wer hat denn immer alle Schlüssel in die Hand gekriegt? Wir nicht, aber Fräulein Anna. Ihr Vater war auch blos Förster, wie mein Vater, aber sie hat sich immer gehabt, als ob sie ganz was Apartes wäre. Und mit dem rothen Sammetkasten, wo der Schmuck von der Gnädigen drin ist, da habe ich sie doch selbst über den Hausflur gehen sehen — noch dazu ganz kurz, ehe sie hier fortkam. Und warum ist sie eigentlich fort? Ihre Mutter ist ganz gesund, ich habe mich erkundigt; das war also blos eine Ausrede!"

„Aber Liesbeth, Sie werden doch nicht glauben, daß die — —"

„Ja, wer kann's wissen! Ich glaube gar nichts, denn ich weiß nichts. Aber wenn wir alle unsere Schlüssel abgeben müssen — —"

„Ach Gott, Fräulein Anna, die so schüchtern war und ein solches Heiligengesicht hatte — die ist doch gewiß unschuldig wie ein neugeborenes Kind!"

„Ich sage ja auch nichts dagegen, aber wenn unsere Sachen nachgesehen werden, so ist es eine Ungerechtigkeit, wenn ihr Kram nicht auch durchsucht wird."

„Denken Sie doch, wie ihre Mutter sich entsetzen würde!“

„Ach, die hält sich ohnehin immer, als ob sie was ganz Besonderes wäre, der gönnte ich den Schrecken schon!“

„Ja, hochmüthig ist sie, na — und — was ich weiß!“

„Was denn, erzählen Sie doch!“

„I — nun — unser junger Herr, der Lieutenant, der ist ja gestern dort bei den Mikollas gewesen, und zwischen ihm und der Anna, da soll es nicht richtig sein.“

„Warum nicht gar, der thut ja immer, als gäbe es für ihn keine Frauensleute auf der Welt. Und dieser Scheinheiligen läuft er nach? Na, das hätt' ich wissen sollen!“

Die erregte Stimmung der Leute hatte nun einen Punkt, um den sie sich konzentriren konnte, nnd als Frau Welasky zurückkehrte und erklärte, daß der Ring nicht gefunden worden sei, da wurde im Kreise der Leute Annas Name genannt.

„Ah, das ist vermuthlich das junge Mädchen, das Sie mir nannten, als ich fragte, ob Ihr Personal sich in letzter Zeit irgendwie verändert habe?“ sagte der Amtsvorsteher, zu Frau Welasky gewandt.

„Allerdings,“ antwortete sie, „doch nahm das

Fräulein hier eine Ausnahme=Stellung ein, ich möchte sie nicht zu meinem Personal rechnen."

„Sie war aber doch hier im Hause."

„Jawohl, aber sie besitzt mein ungetheiltes Vertrauen."

„Und weshalb verließ sie Ihr Haus?"

„Wegen verschiedener Familienangelegenheiten. Ich denke nicht, daß es nöthig sein würde, auch bei Fräulein Mikolla eine Haussuchung zu halten."

Sie hatte die letzten Worte etwas lauter gesagt, und dabei war ihr Blick wie von ungefähr auf dem Stubenmädchen haften geblieben. Liesbeth machte ein sehr unzufriedenes Gesicht und sagte in ihrer naseweisen Art:

„Am Ende — was dem Einen recht, das sollte doch dem Andern billig sein."

Die Leute verließen die Halle.

„Es scheint Unzufriedenheit unter den Leuten zu veranlassen, daß ich die Haussuchung nicht auf Anna Mikolla mit ausdehne," bemerkte Frau Welasky, gegen den Amtsvorsteher gewendet.

„Ich glaubte allerdings, gnädige Frau, daß es geboten erscheint, die Sachen des Fräuleins mit in den Bereich unserer Nachforschungen zu ziehen. Die Dame hat Ihr Haus in derselben Zeit verlassen, in welcher Sie das Fehlen des Ringes bemerkten —"

„Ja wohl," fiel Frau Meta ein, „sie hat sogar den Schlüssel zu dem Schmuckkasten gehabt — weißt Du, Mama, ich warnte Dich doch noch, weil es mir unvorsichtig schien, ihr so Alles zu überlassen!"

„Aber Meta, Du weißt doch — —"

„Wer kann wissen. Mama —"

„Nach Allem, was ich höre, gnädige Frau, scheint es mir allerdings geboten — — ich möchte sogar ganz entschieden rathen, bei dem Fräulein Mikolla eine Haussuchung vorzunehmen."

Frau Welasky, die bisher erhitzt und erregt ausgesehen hatte, wurde plötzlich blaß, und ihr Gesicht nahm die eigenthümliche Starrheit an, die es in letzter Zeit ab und zu gezeigt hatte.

„Nun denn, ich widersetze mich nicht länger, thun Sie, was Sie für nöthig halten," sagte sie.

XXIV.

Als Anna am Morgen nach Kurts Abreise erwachte, schien die Sonne schon hell in ihr Fenster. Sie kleidete sich eilig an und trat hinaus.

Da lagen Wiese und Wald wieder in duftiger Morgenfrische vor ihr, und sie dachte jenes Morgens, an dem sie den Schwalben sehnsüchtig nachgeblickt hatte, ohne noch die Stimme ihres Herzens recht zu verstehen. Jetzt wußte sie, was ihr Herz schlagen machte.

„Kurt, mein Kurt!" rief sie, die Arme ausbreitend, dem Walde, dem Sonnenschein und dem fernen Geliebten entgegen. Dann sanken ihre Hände herab, und nur ihr feuchtschimmernder Blick umfaßte noch den leuchtenden Herbstmorgen und flog dann sehnsüchtig in die Ferne.

„Nun ist er schon so weit," flüsterte sie, „aber ich weiß es doch, seine Gedanken sind bei mir, der Wind und der Sonnenschein bringen mir seine Grüße. Und

er kommt wieder, er wird all die lieben Waldwege wieder mit mir durchwandern, bis er mich endlich mit sich nehmen wird. Dann muß ich freilich vom Walde scheiden. Aber ich werde ja bei ihm sein, bei ihm — was frage ich dann nach allem Andern?"

Sie betrat den Fußweg, der über die Wiese führte. Der Morgen war so schön, die Luft erfüllt vom Duft des Nadelholzes und der Himmel blau und licht. Es war, als winkte der Wald und rauschte ihr zu: „Komm in meinen Schutz, um ungestört von Deiner Liebe zu träumen."

„Anna!" rief Frau Mikolla ihr nach. „Anna!" Sie wandte sich eilig um und kehrte in das Haus zurück.

„Es ist heute gar so prächtig draußen, Mütterchen," sagte sie. „Verzeih mir, daß ich das Frühstück fast vergaß. Darf ich nachher wieder hinaus? Ich nehme auch die Stickerei mit und werde ganz fleißig sein, aber ab und zu wirft man doch einen Blick um sich in all die grüne Pracht, und das ist dann so schön. Wer weiß, wie viel solche Tage wir noch haben."

„Was Du auch immer mit dem Walde hast, Aennchen, ich will Dir die Freude daran nicht verderben. In ein paar Wochen haben wir ohnehin vielleicht den ersten Schnee."

So eilte Anna nach dem Frühstück wieder hinaus auf den Ruinenplatz. Sie hatte eine Handarbeit mit

und führte auch fleißig Nadel und Faden, aber die frische Waldluft umspielte dabei ihre Stirn, und in ihrer Seele klang jedes Wort nach, das sie hier gestern mit Kurt gewechselt. Wenn sie aufblickte, nickte sie dem Farrenkraut und den blauen Glockenblumen zu, die hatten sie ja gestern mit Kurt gesehen, und sie kamen ihr nun wie liebe Vertraute vor.

„Er versteht mich so gut, wenn er auch viel klüger und welterfahrener ist," dachte sie. „Wenn man sich liebt, da erräth man eben Eines des Anderen Gedanken. Und jetzt ist er gewiß mit seinem Herzen bei mir, wie ich bei ihm bin."

Ein Schmetterling zog seine Kreise so dicht um sie her, daß er ihre Finger streifte.

„Den schickt mir Kurt," dachte sie, dem Falter einen Augenblick nachsehend. Sie athmete tief auf.

„O, wie glücklich, wie glücklich bin ich!"

Der Wald rauschte, und die Sonne stieg höher.

Anna wußte nicht, wie lange sie im Schatten der Ruinen gesessen hatte. Nur der hohe Stand der Sonne sagte ihr, daß es nun wohl Zeit sei, nach Hause zurückzukehren. Langsam erhob sie sich. Ihr war, als sei der Himmel noch nie so licht und blau und der Wald noch nie so duftig gewesen wie heute. Der Abschied wurde ihr so schwer.

„Als ob ich nicht in ein paar Stunden zurückkehren könnte!" sagte sie, sich selbst belächelnd.

Sie schritt der Lichtung zu.

Aber was war das? Da stand ja der Dambowaer Wagen vor der Thür des Forsthauses. Annas Athem stockte, sie beschleunigte ihre Schritte. Und wieder mußte sie über sich selbst lächeln. Wie thöricht sie war, hatte sie nicht einen Augenblick gedacht, Kurt könne der Insasse des Wagens sein? Nein, sie wußte es ja, Kurt war weit entfernt. Aber vielleicht hatte er ihr noch eine Botschaft durch seine Mutter geschickt. Ihr Schritt verlangsamte sich, sie stand zögernd still. Es wurde ihr schwer, Frau Welasky wiederzusehen.

„Wie feige ich bin! Sie ist doch seine Mutter," schalt sie sich. Und nun betrat sie die Veranda.

Da wurde hastig die Thür des Wohnzimmers geöffnet.

„Um Gottes willen, Anna, wo bleibst Du?" rief Frau Mikolla ihr entgegen, und Anna blickte erstaunt in das verweinte Gesicht ihrer Mutter. Ein tödtlicher Schrecken durchzuckte sie.

„Was ist geschehen, Mutter, was ist mit Kurt?"

„Ach, um den handelt es sich nicht, wenn der nur hier wäre! Ach, das Unglück, das Unglück! Wie soll man die Schande überleben!"

Mit angstvoll weit geöffneten Augen blickte Anna

von ihrer Mutter zu dem fremden Herrn hinüber, der soeben hinter dieselbe getreten war.

„Fräulein Anna Mikolla?“ fragte er in ernstem Tone.

„Ja!“ antwortete Anna leise und mit einer unwillkürlichen ängstlichen Bewegung die Hand ihrer Mutter ergreifend.

„Aennchen!“ rief diese außer sich, „so sage es Ihnen doch, daß Du keine Diebin bist und nichts entwendet hast! Und Sie,“ wandte sie sich an den Fremden, „Sie sollen 's nur wissen, die Anna ist die Braut des Herrn Lieutenant Welasky, da können Sie sich wohl denken, daß Ihr unsinniger Verdacht — —“

„Ich habe keinerlei Verdacht, Frau Mikolla, meines Amtes ist es nur, den verlorenen Ring zu suchen, und wie ich in Dambowa die Sachen aller Schloßbewohner ohne Ausnahme durchforschte, so muß ich auch die Sachen des Fräuleins durchsuchen, da dasselbe sich in Dambowa befand zur Zeit, als der Ring verschwand. In der Kommode und dem Koffer hat sich nichts gefunden, ich bitte nun noch um den Schlüssel des zweiten Kleiderschranks.“

Entsetzt hatte Anna ihn angeblickt. Erst allmälig begriff sie, um was es sich handelte.

„O, wenn Kurt da wäre!“ das war Alles, was sie hervorzubringen vermochte.

„Ich bitte also um den Schlüssel,“ wiederholte der Amtsvorsteher.

„Der Schlüssel steckt. Sie können überall nachsehen!“

„Nein, der zweite Schrank ist verschlossen.“

„Er meint den Schrank, in dem die guten Sachen hängen,“ erklärte Frau Mikolla. „Aber das sind meist meine Sachen, Herr Amtsvorsteher, von meiner Tochter hängt nur ein Kleid dort, was sie fast gar nicht getragen hat. — ein seidnes Kleid, was die Frau Welasky selbst ihr geschenkt hat!“

Anna suchte in ihrer Tasche.

„Ich habe den Schlüssel nicht bei mir,“ sagte sie verwirrt.

„Sie würden besser thun, die ganze Sache nicht so in die Länge zu ziehen,“ erklärte der Amtsvorsteher. „Wenn der Schlüssel nicht da ist, muß ich das Schloß sprengen lassen.“

Anna suchte mit zitternden Händen in dem Arbeitskorbe, den sie bei sich trug.

Endlich, da war der Schlüssel, mit welchem der Amtsvorsteher sich sofort entfernte.

Frau Mikolla sank schluchzend auf einen Stuhl.

„Daß sie uns das anthun, o, daß sie uns das anthun!“ klagte sie.

Anna strich liebkosend über ihren ergrauenden Scheitel.

„Sei ruhig, Mütterchen, es ist ja nur ein Irrthum. Ich war nur zuerst erschrocken, als ich den fremden Herrn hier fand und den Dambowaer Wagen; aber nun ich Alles weiß, was sie wollen, bin ich ganz ruhig, und nun rege Dich auch nicht mehr auf!“

Sie küßte die Stirn ihrer Mutter.

„Fräulein Anna Mikolla!“

Sie wandte sich bei diesem Anruf um. Der Amtsvorsteher stand vor ihr, einen blitzenden Gegenstand in der Hand hochhaltend.

„Fräulein Anna Mikolla! Der vermißte Ring hat sich in der Tasche eines seidenen Kleides in dem soeben geöffneten Schrank gefunden. Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes.“

Ein markdurchdringender Schrei entrang sich den Lippen der Frau Mikolla. Anna starrte todtenblaß den Ring an, den der Amtsvorsteher ihr entgegenhielt. Dann sank sie zu den Füßen ihrer Mutter zusammen.

XXV.

Während diese Szene im Waldhaus spielte, hatte der Bankier noch eine letzte Unterredung mit seiner Schwiegermutter.

„Ich habe Alles reiflich überlegt," sagte er, „ich muß noch einmal auf unser gestriges Gesprächsthema zurückkommen.

„Ich bin aber nicht aufgelegt, jetzt von Geschäftsangelegenheiten zu sprechen," erklärte Frau Welasky, deren ganzes Wesen in einer an ihr sonst ungekannten Erregtheit fieberte. „Die Sache ist abgemacht, ich will nicht darauf zurückkommen. Die ganze Sache interessirt mich nicht!"

Ein triumphirender Blick schoß hinter der goldenen Brille hervor.

„Dann werde ich versuchen, Dein Interesse anzuregen, indem ich Dir erzähle, weshalb ich vor zwei Jahren Deinem Sohne Arthur eine Summe vorschoß,

die jetzt, wenn ich sie baar in der Hand hätte, zu der von mir geplanten Spekulation genügen würde."

„Du hast Arthur Geld verschafft? Du?? Und weshalb hat er sich nicht an mich gewendet?"

„Das will ich Dir sagen, denn wenn die Sache auch zwischen ihm und mir geheim bleiben sollte, jetzt, wo Du beabsichtigst, einen großen Theil Deines Vermögens aus der Hand zu geben, und Arthur möglicherweise vor Ansprüche gestellt wird, denen seine Kasse nur knapp genügen könnte, jetzt erfordert es am Ende meine eigene Sicherheit, daß Du mit in unser Geheimniß eingeweiht wirst."

„Ich verstehe nichts von dem, was Du da sagst, sprich deutlich, wenn Du wirklich etwas zu sagen hast. Für Kleinigkeiten habe ich jetzt weder Zeit noch Gedanken übrig."

„Nun, eine Kleinigkeit ist es nicht gerade, um die es sich handelt, und was die Deutlichkeit betrifft, so möchte ich, um dieselbe zu vergrößern, Dir zunächst einen Strafgesetz-Paragraphen citiren. Also, Paragraph 346 des Straf-Gesetzbuches lautet: „Ein Beamter, welcher vermöge seines Amtes bei Ausübung der Strafgewalt mitzuwirken hat, wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft, wenn er in der Absicht, Jemand der gesetzlichen Strafe rechtswidrig zu ent-

ziehen, die Verfolgung einer strafbaren Handlung unterläßt."

Auf Frau Welaskys Gesicht hatten Blässe und Röthe bei Nennung des Strafgesetzbuches gewechselt. Jetzt runzelte sie die Stirn.

„Und was kümmert mich dieser Paragraph?" fragte sie ungeduldig.

Wieder blitzte es hinter der goldenen Brille.

„Erinnere Dich, daß Arthur vor zwei Jahren noch nicht zur Verwaltung übergetreten war, sondern als Assessor kommissarisch bei der Staatsanwaltschaft in Berlin arbeitete. Zu unseren beiderseitigen Bekannten gehörte damals ein Rechtsanwalt, Reh, der eine sehr schöne Tochter hatte. Arthur liebte das Mädchen, obgleich dasselbe sich nicht eben des besten Rufes erfreute — Verliebte sind ja aber bekanntlich blind und taub, und einer Sünde werth war sie schon, die Kleine. Geld brauchte sie aber für ihre schönen Toiletten, na und Geld brauchte auch der Vater für allerlei kostspielige Liebhabereien. Eines Tages bekommt nun Arthur in seiner amtlichen Eigenschaft die Denunziation, daß Reh die in seinem Depot befindlichen Pupillengelder angegriffen habe, und zugleich beantragt der betreffende Vormund beim Polizei-Präsidium, zu Händen des Assessor Welasky, eine sofortige Kassenrevision beim Notar Reh. Arthur kam damals händeringend zu mir,

und das Ende vom Liede war, daß ich mich breit schlagen ließ und mein Geld hergab, um das Defizit in der Kasse des Reh zu decken. Der saubere Mündelgeld-Verwalter ging straflos aus, das Mädel ließ sich dann von einem reichen Rumänen entführen, und Arthur hatte das Nachsehen und außerdem das erhebende Bewußtsein, seine Amtsgewalt in einer Weise mißbraucht zu haben, die ihn mit dem citirten Strafgesetzparagraphen in bedenklichen Konflikt bringt!"

Die Lippen fest aufeinandergepreßt, wortlos und bewegungslos hatte Frau Welasky zugehört. Jetzt legte sie ihre Hand auf die ihres Schwiegersohnes.

„Und Niemand weiß darum, Niemand außer Arthur, dem schuldigen Notar und Dir?"

„Nein, Niemand, und wenn ich zu meinem Gelde komme, braucht es auch sonst Niemand zu erfahren. Ich freilich hätte den Skandal, der durch eine Anzeige meinerseits erfolgen würde, nicht zu fürchten. In meinem Kreise würde man begreifen, daß ich mein Geld gebraucht habe und deshalb vorgegangen bin."

„Aber der Name, der dadurch befleckt und entehrt würde, ist doch auch der Deine!"

„O, in meinen Kreisen unterscheidet man die P e r s o n von der F a m i l i e. Mir würde das Alles nichts schaden — aber, wie gesagt, ich denke ja nicht daran, Gebrauch von meinem Geheimniß zu machen,

wenn ich nicht durch die Verhältnisse dazu gezwungen werde. Die Verhältnisse aber liegen jetzt so, daß ich eben Geld brauche und Arthur das Geld, was mir jetzt fehlt, von mir früher empfangen hat. Ich bin also in meinem guten Recht, wenn ich es zurückverlange, nicht wahr? Und um ihm selbst nicht erst Ungelegenheiten zu machen, wende ich mich an Dich und weihe Dich in die ganze Geschichte ein. Das Geld ist nun einmal der Kernpunkt in der Welt, um den sich Alles dreht, liebe Mama, und von meinem Standpunkt als Geschäftsmann wirst Du mir mein Vorgehen gewiß nicht verdenken können."

„Die Sache ist also, kurz gesagt, die, daß Du diese Summe als Preis für Dein Schweigen haben willst?" fragte sie hart.

„Gott bewahre, liebste Mama, ich bitte Dich, mich nicht so völlig falsch zu verstehen. Ich brauche das Geld, ich habe kein anderes Mittel, es mir zu schaffen, als indem ich Arthurs Geheimniß preisgebe — darum schlage ich diesen Weg ein. Ich will ihm nicht schaden, aber ich will unter allen Umständen mein Geld haben. Außerdem habe ich immer gehofft, Du würdest Dich für meine Angelegenheiten interessiren, wenn Dambowa Dich einmal nicht mehr in Anspruch nähme. Ich habe immer sehr viel von Deinem richtigen Blick und Deinem Verständniß in Geschäftssachen gehalten, und wenn Du

jetzt nicht auf meine Ideen eingehen wolltest, so liegt das, meiner Ueberzeugung nach, auch nur daran, daß Du die Börsengeschäfte, wie ich sie betreibe, nicht kennst."

„Nein, ich kenne sie nicht," wiederholte sie seufzend, während ihr Blick einen Moment mit ängstlicher Spannung auf dem Gesicht ihres Schwiegersohnes haftete und sich dann mit gesuchter Gleichgültigkeit von ihm abwandte.

Als er schwieg, fragte sie:

„Und — was gedenkst Du nun zu thun?"

„Ich gedenke zunächst noch Deine Entscheidung abzuwarten."

„Und dann?"

„Dann wirst Du mir gewiß das Geld anweisen, und ich werde Dein gehorsamer Schwiegersohn bleiben. Wirklich, Mama, ich habe gar kein anderes Bestreben als das, mich mit Dir in das denkbar beste Einvernehmen zu setzen; aber ich bin nun einmal Geschäftsmann, und mein Prinzip ist, daß man nichts umsonst thun darf, wenn man nicht in die Lage des Spielers kommen will, der alle Trümpfe aus der Hand gegeben hat."

Die Thür des Zimmers, in dem die Unterredung stattfand, wurde geräuschvoll geöffnet.

„Mama," rief Frau Meta, hastig eintretend.

„Mama, sie haben den Ring gefunden, und Deine Anna ist verhaftet. Siehst Du wohl, daß mein Verdacht begründet war, sie hatte ihn doch genommen."

Frau Welasky hatte sich erhoben. Sie war sehr blaß, und die Hand, mit der sie sich auf den Tisch stützte, zitterte. Doch das dauerte nur einen Augenblick. Dann ging sie ihrer Tochter entgegen und sagte:

„Du hast es gehört, wie ich mich dagegen sträubte, daß auch bei ihr nachgesucht werde. Du wirst es Kurt sagen, wenn die Rede darauf kommt! Mein armer Kurt!"

„Welches Glück, daß das Mädchen entlarvt wurde, ehe Kurt sich für immer an sie band. Nun, Gott sei Dank, daß aus dieser dummen Geschichte jetzt wenigstens nichts werden kann. Es ist doch aber unerhört, Theodor, sage doch, ist es nicht so?"

„Deine Brüder haben eben kein Glück mit ihren ersten Lieben," sagte der Bankier achselzuckend. „Im Uebrigen hast Du uns mit Deiner Neuigkeit in einer wichtigen Unterredung gestört. Ich möchte Dich noch bitten, Mama, Einblick in ein Dokument zu nehmen, welches ich bei mir trage, und das sich auf die soeben besprochene Angelegenheit bezieht. Wir sind gleich fertig, Meta!"

Er zog ein Blatt aus der Brusttasche, das er vor

Frau Welasky auf dem Tisch ausbreitete, ohne es jedoch aus der Hand zu geben.

Frau Welasky sah die Unterschrift Arthurs. Ihr Auge überflog den Inhalt des Blattes.

Es war Arthurs Schuldschein.

„Also, wenn Du Lust hast, dieses Papier zu kaufen, — — Du weißt, ich bewahre es noch kurze Zeit für Dich auf.“

Frau Welasky wandte sich ab.

„Es ist gut,“ sagte sie mit hartem Ton, „komm' Meta!“

XXVI.

Noch ehe die Berliner abreisten, hatte Frau Welasky den Schuldschein Arthurs in Händen, und der Bankier nahm die Anweisung seiner Schwiegermutter auf die entsprechende Summe dafür in Empfang.

Nun war die Schloßfrau von Dambowa wieder allein.

Ruhelos schritt sie in der großen Halle auf und ab, während die Schatten der Dämmerung schon begannen aus den Ecken hervorzukriechen und den lichten Raum in unsicheres Halbdunkel zu hüllen. Und die Schatten nahmen Gestalten an. Das war eine riesige drohend erhobene Hand, die sich gegen den künftigen Herrn von Dambowa erhob, um ihn und Alles, was schön und hell in seiner Umgebung war, in tiefe Nacht zu hüllen.

„Nein, nein," murmelte die ruhelose Schloßfrau, „nein, ich schütze ihn, ich vertreibe die Schatten. Was

er that, geschah, um ein geliebtes Mädchen zu retten, und es war nicht niedrig, nicht entwürdigend, wenn auch strafbar vor dem Gesetz. Ich schütze ihn und — mein Werk. Die Ehre der Welaskys soll bestehen, fleckenlos" — —. Da umdrängten die Schatten auch die Gestalt des zweiten Sohnes dieses Hauses. „Kurt, Kurt! Für Dich habe ich gesündigt, auch von Dir will ich die Schatten fern halten," seufzte die einsame Frau. „Dir opferte ich mehr als Arthur, mein Bewußtsein, immer gerecht gewesen zu sein — für Dich gab ich es hin. Nein, nicht für Dich persönlich, für die Ehre des Namens, die Du mit kindischer Hand durch einen unwürdigen Bund beflecken wolltest, dafür opferte ich meine stolze Selbstgerechtigkeit. Ich mußte das Wesen vernichten, das zwischen mir und meinem Ziele stand. Du halfst mir nicht, Kurt, wie ich gehofft hatte. So mußte ich handeln und sie schwerer treffen, als ich anfangs wollte. Es gab keinen anderen Ausweg für mich!"

Wie schwarz die Schatten waren, in die ihr Auge hineinstarrte. Und doch nicht schwarz genug, um Alles zu verdecken! Da war eine Gefängnißzelle, in die sie hineinblickte — und das junge, hilflose Geschöpf darin, es war dort durch ihre Schuld.

„Schuldig, schuldig!" stöhnte die Frau, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend. „Kann ich's hindern?

Giebt es einen Ausweg?“ fragte sie dann, die Hände ringend und in die Finsterniß vor sich hineinstarrend.

Sie machte eine heftige Bewegung.

„Nein, nein — ich habe es gethan, nun soll es nicht umsonst geschehen sein. Ich kann nicht zurück, ich will nicht halb sein, auch in der Schuld will ich es nicht!“

Wie die Bilder sich jagten vor ihrem inneren Auge, die furchtbaren Schattenbilder eines immer schwärzer und erschreckender als das andere.

„Licht, Luft,“ rief Frau Welasky plötzlich, „warum bringt man mir kein Licht, es ist ja ganz dunkel hier!“

Sie riß die Thür des Nebenzimmers auf. Da brannte die Lampe; sie selbst hatte bestellt, daß die große Halle nicht erleuchtet wurde, wenn sie allein war. Und sie war ja nun allein, allein mit ihren quälenden Gedanken. Sie klingelte.

„Ist der Rentmeister zu Hause?“ fragte sie den eintretenden Diener, und als dieser bejahte, fuhr sie fort:

„Zünden Sie Licht in der Kanzlei an, der Rentmeister soll kommen, ich will die Rechnungsbücher durchsehen.“

Der Diener entfernte sich.

„Es muß durchgekämpft sein“, murmelte sie, als sie allein war. „Aber ich ertrage es nicht, wenn ich

Zeit habe, daran zu denken! Ich will etwas haben, das mich beschäftigt, ich muß arbeiten und schaffen, nur nicht grübeln, nur nicht nachdenken! Es war doch recht gehandelt von meinem höheren Standpunkt aus — also vorwärts, immer vorwärts, nur nicht rückwärts blicken!"

Sie schritt hinüber in die Kanzlei und vertiefte sich in die Arbeiten. Was kümmerte sie die Ermüdung des Beamten? Sie selbst kannte keine Müdigkeit in dieser Nacht.

XXVII.

Einige Tage waren seit Annas Verhaftüng vergangen, Frau Welasky saß an ihrem Schreibtisch und las wohl zum zehnten Male einen Brief des Amtsrichters, den sie am Tage vorher erhalten hatte.

Anna's Vernehmung war unmöglich geworden. Sie war in der Nacht nach ihrer Ueberführung in die Kreisstadt erkrankt. Ihr Zustand schwankte zwischen wilden Phantasien und völliger Apathie und der Gefängnißarzt hatte ein Nervenfieber festgestellt. Der Amtsrichter rieth unter diesen Verhältnissen, das Verfahren aufzuschieben.

Frau Welasky hatte die Feder in der Hand, um an den Amtsrichter zu schreiben. Doch sie konnte die rechten Worte nicht finden; sie — deren Gedanken sonst immer ihrer Feder weit voraus waren, sie saß nun schon eine halbe Stunde vor dem weißen Blatt, ohne eine Zeile darauf geschrieben zu haben. Das

Rollen eines Wagens störte sie aus ihrem Grübeln auf. Wer konnte jetzt kommen. Erwartungsvoll blickte sie nach der Thür. Da wurde dieselbe geöffnet.

„Kurt! Um Gotteswillen, Kurt, Du hier?“ rief sie, entsetzt aufspringend.

Er war an der Thür stehen geblieben. Das Civil, das er trug, sein blasses Gesicht und seine eigenthümlich brennenden Augen verriethen ihr, daß er Alles wußte. Wie abwehrend hob sie die Hand gegen ihn empor.

„Warum bist Du gekommen, Kurt? Das Alles ist schon traurig genug!“

Er kam nicht näher, er reichte ihr nicht die Hand, aber der Blick seiner Augen that ihr so weh, daß sie sich an die Lehne des Sessels klammerte, um diesen Blick zu ertragen, ohne vor ihm in die Kniee zu sinken.

„Ich komme von Anna,“ begann er endlich, und seine Stimme klang so verändert, daß sie Frau Welasky fremd erschien, und sie ihn mit weit geöffneten Augen anstarrte, wie um sich zu vergewissern, daß das ihr Sohn war, der da vor ihr stand.

In seiner Stimme und in seinen Augen war etwas so Erloschenes, als spräche er aus einem schweren Traume heraus.

„Ich kam gestern Abend,“ fuhr er fort, „sie er-

kannte mich nicht — erst heute Morgen, einen Augenblick kam ihr die Besinnung zurück — und — dann —"

Die Stimme versagte ihm. Er biß die Lippen auf einander und fügte, sich gewaltsam fassend, hinzu:

„Und dann ist sie in meinen Armen — entschlafen."

„Todt?!" schrie Frau Welasky auf. Er neigte stumm den Kopf, und einige Augenblicke herrschte Schweigen zwischen Mutter und Sohn.

„Kurt," sagte Frau Welasky endlich leise, „mein armer, armer Kurt!"

Sie streckte ihm die Hände entgegen. Er stand wie erstarrt auf derselben Stelle, ohne einen Finger zu bewegen.

„Kurt", begann sie wieder, „willst Du nicht zu Deiner Mutter kommen?"

Er schüttelte den Kopf.

„Ich bin gekommen, damit Du ein Wort aussprichst, ein Wort, das Du allein sagen kannst und das Du sagen mußt: Anna ist unschuldig."

„Wie kann ich das, Kurt!"

Er machte einige schnelle Schritte vorwärts und stand jetzt dicht vor ihr. In seinen erloschenen Augen glühte ein unheimliches Feuer auf.

„Ich, ich weiß, daß sie unschuldig ist, Mutter,

aber auch die Anderen sollen es wissen, und Du sollst es ihnen sagen. Versprich mir, daß Du es sagen wirst!"

„Ich kann es nicht!"

Seine Augen blitzten sie aus unmittelbarer Nähe an.

„Du mußt, Du mußt!"

„Nein — ich will nicht!"

Seinem Schmerz gegenüber war sie schwach und schwankend geworden. Seine Heftigkeit hatte ihre Energie wieder geweckt und hatte ihr das „ich will nicht" auf die Lippen getrieben. Bei ihm aber hatte die Leidenschaft einen Augenblick den Schmerz überwunden.

„Ah, Du willst nicht, Du giebst also zu, daß Du es kannst! O, ich leichtgläubiger, blinder Thor, daß ich meiner Mutter vertraute! Du, Du hast Anna ermordet, Du wußtest um Alles, und Dein ist die Schuld, Dein, Dein!"

Hochaufgerichtet, bewegungslos, wie aus Stein gemeißelt, stand sie ihm gegenüber, die starren Augen ins Ungewisse, Leere gerichtet.

Kurt schauerte zusammen wie vom Fieber geschüttelt.

„Und ich werde sie rächen," stieß er mit heiserer Stimme hervor, „ich werde die Hand zu finden wissen, deren Du Dich bedientest, um das Bubenstück zu voll-

führen! Ich werde sie finden, wenn Du sie auch verschweigen willst, ich werde sie finden —"

Jetzt trafen ihn die großen, starren Augen mit einem seltsamen, durchbohrenden Blick.

„Was willst Du thun?"

„Ich werde die Gerichte zu Hilfe rufen."

„Das wirst Du nicht, denn, wie Du es sagtest, mein ist die Schuld, doch mein allein. Ich hatte keinen Mitwisser, keinen Helfer. Betrachte es als ein Gottesurtheil zwischen ihr und mir, daß sie starb, denn morden wollte ich sie nicht, aber aus Deinem Wege räumen mußte ich sie, um Deines Glückes, um Deiner Zukunft willen. Für Dich handelte ich, für Dich allein! Nun rufe die Gerichte auf gegen Deine Mutter und vernichte mit einem Schlage die Arbeit meines Lebens, die Ehre Deines Namens! Thue es! Wenn mein Sohn das kann, will ich nicht mehr leben!"

Tief aufstöhnend verhüllte er sein Gesicht und wandte sich ab.

Einen Augenblick herrschte ein dumpfes, qualvolles Schweigen zwischen Mutter und Sohn. Dann ein kurzer, scharfer Ton — Kurt hatte das Zimmer verlassen und die Thür hinter sich geschlossen.

Er warf sich in den Wagen, mit dem er gekommen war, und fuhr nach der Stadt zurück. Der tiefe Seelenschmerz, der ihn erfüllte, steigerte sich bis zu

einer dumpfen physischen Empfindung, die seine Glieder bleischwer machte. Seine Stirn und seine Augen brannten. Und hinter der Stirn jagten die Gedanken sich in rastlosem Wirbel.

„Rache, Rache!“ schrie sein wundes Herz. Und dann wieder:

„Sie ist meine Mutter, meine Mutter!“

Er hatte die Stadt erreicht. Der Wagen hielt vor dem Gefängnißlazareth, in dem Anna gestorben war. Er stieg die Treppe empor. Da brachten sie den Sarg, den er am frühen Morgen bestellt hatte. Er schob die Träger bei Seite und stürzte an das Bett, auf dem Anna lag. Ein tiefer Leidenszug hatte sich im Todeskampf um ihren Mund gelagert, ein Zug, wie Kurt ihn nie im Leben an ihr gesehen hatte. Er warf sich über die Leiche.

„Rache, dennoch Rache soll Dir werden!“ murmelte er.

Dann erhob er sich, ebenso blaß wie die, welche jetzt in ihr letztes Ruhebett gelegt werden sollte.

Auf Kurts Anordnung wurde der Sarg nach dem Waldhause überführt, wo Frau Mikolla und Maria ihn erwarteten.

Als er in dem mit dichtem Fichtengrün ausgeschlagenen Wohnzimmer niedergesetzt worden war, stahl

Kurt sich hinaus in den Wald. Er brachte es nicht über sich, Zeuge der Klagen und Thränen der beiden Frauen zu sein. Der Gedanke an die Rache erstickte fast die Trauer in ihm und machte ihn finster und hart. In seine düstern Gedanken versunken, schritt er den Fußpfad entlang, den er zuletzt mit Anna gegangen war. So kam er bis zu dem Ruinenplatz. Da waren noch die blauen Glocken und das Farrenkraut, da war Alles unverändert, wie an dem Tage, als er von Anna Abschied nahm. Er warf sich auf den Stein neben dem Portal, stützte den Kopf in beide Hände und schloß die Augen. Es that ihm weh, diese selbe Umgebung zu sehen, in der er so glücklich gewesen war, und der nun die Seele fehlte. Vor seinem inneren Auge zogen die Bilder der letzten Nacht noch einmal vorüber. Anna hatte ihn nicht erkannt, als er an ihr Lager getreten war. Aber ihr Geist hatte sich in den wirren Fieberphantasien doch mit ihm beschäftigt. Hier an diese selbe Stelle und an seine Seite hatten diese Phantasien sie geführt. Unaufhörlich nannte sie seinen Namen und erzählte ihm von den Blumen und Vögeln, die um ihr Glück wußten. Endlich war sie in Kurts Armen eingeschlummert. Und als sie, kurz vor dem Ende, erwachte, da hatte sie ihn erkannt. Wie ein verklärtes Aufleuchten war es über ihr Gesicht geflogen. Dann schien sie sich plötzlich der Schrecken der letzten

Tage zu erinnern und, ihren Kopf an seine Brust drückend, hatte sie gerufen:

„Ich bin unschuldig, o, Gott sei Dank, daß ich es Dir sagen kann, Kurt, mein Kurt, und nun nimm mich mit Dir, weit, weit fort. O, nun bin ich froh, so froh, so froh —"

Das war das Letzte gewesen, was sie gesprochen hatte. Und dann — Kurt fuhr auf und blickte um sich. Ein Schmetterling hatte seine Stirn gestreift, und während er ihm nachblickte, fielen ihm Annas Worte wieder ein: „Wenn ich ein Schmetterling wäre, ich ließe mich lieber vom Nachtfrost tödten, als den langen Winter in dumpfer Stube zu vertrauen."

Ja, der Nachtfrost! Er hatte sie hingerafft, seine Waldblume. Kurt sprang auf, eine wilde Sehnsucht, bei ihr zu sein, sie zu sehen, so lange das noch möglich war, erfaßte ihn. Er eilte in das Forsthaus zurück und trat in das Zimmer, in dem der offene Sarg stand.

„Laßt mich allein mit ihr, noch einmal allein!" bat er die trauernden Frauen. Sie verließen das Zimmer und er kniete neben dem Sarge hin und drückte die blauen Glocken, die er aus dem Walde für sie mitgebracht hatte, in die kalte Hand der Todten. Dann blickte er in ihr Gesicht, und sein heißer, trockener Blick blieb darauf haften, wie auf einem Wunder.

Als der Sarg für den Transport geschlossen wurde,

hatte der Leidenszug noch auf dem stillen Gesicht gelagert. Jetzt hatten die Züge wieder den friedlichen, fast lächelnden Ausdruck angenommen, mit dem die Lebende zuletzt sich an Kurts Brust geschmiegt hatte.

„Anna, Anna!“ rief er, als könne sie ihn hören. Und je mehr er sie anblickte, je mehr schmolz sein wilder Schmerz in Wehmuth dahin. Es war, als predige dieses stille Gesicht ihm ein neues Evangelium von Verzichten und Verzeihen.

Draußen rauschte der Wald, die Blumen, welche den Sarg umgaben, dufteten. Und Kurt, der all sein Leid bisher trocknen Auges erduldet hatte, drückte den Kopf in die Falten von Annas weißem Gewande, und — weinte, weinte um seine todte Liebe und um seine Mutter, die er für immer verloren hatte. Und sein Haß gegen die Frau, die ihm sein Liebstes genommen und die ihm doch das Leben geschenkt hatte, schmolz in seinen Thränen dahin.

Als er sich endlich erhob, lag die Todte mit dem Ausdruck himmlischer Ruhe vor ihm.

„Nein, ich weiß es, nicht Rache willst Du, nur meine trauernde Liebe soll Dir gehören,“ murmelte er.

XXVIII.

In qualvoller Unruhe verbrachte Frau Welasky die Tage. Sie gingen dahin, einer nach dem anderen und von Kurt kam keine Nachricht. Sie hatte Kränze für Annas Sarg geschickt, und der Bote, welcher das Begräbniß angesehen hatte, erzählte, daß der „Herr Lieutenant“ als erster Leidtragender hinter dem Sarge hergegangen wäre. Sonst wußte sie nichts von ihm, gar nichts.

Die Tage waren so einförmig in der ländlichen Einsamkeit, und die quälenden Gedanken, welche die Schloßfrau verfolgten, verkürzten sie nicht. Was durfte sie erwarten? Würde ihr Sohn ihr Ankläger sein? Und wenn er schwieg — konnte er verzeihen?

Wenn sie nur hätte handelnd irgend wie thätig in ihr Schicksal eingreifen können. Aber sie fühlte wohl, es gab nichts mehr, was sie hätte sagen können, um

den Sinn ihres Sohnes zu lenken, sie mußte warten, warten!

Endlich kam ein Brief von Kurt. Mit bebenden Händen öffnete sie ihn. Er enthielt in kurzen Worten die Mittheilung, daß er seinen Abschied als Offizier eingereicht habe und um Auszahlung des Pflichttheils bäte, das ihm vom väterlichen Vermögen zukam, da er nach Amerika gehen wolle.

Seine Garnison hatte er, nach dem Poststempel des Briefes, schon verlassen, für die Zahlung war ein Berliner Bankier genannt. Sonst war keine Adresse hinzugefügt, unter welcher ihn irgend eine Nachricht hätte treffen können. Das also war es! Er wurde nicht zum Ankläger seiner Mutter, aber sein Herz hatte sie gerichtet, und er wandte sich ab, um sie nie mehr „Mutter“ nennen zu müssen.

Der Brief entsank ihren Händen. Eine dumpfe, muthlose Resignation erfüllte sie. Kurts Richtspruch war hart — aber gerecht. Ein schuldloses Menschenleben hatte sie vernichtet — den Sohn sollte sie dafür verlieren. Sie drohte zusammenzubrechen. Plötzlich raffte sie sich auf. Nein, es durfte doch nicht sein! Mochte sie das Herz des Sohnes verloren haben — mochte das die Buße ihrer Sünde sein. Aber seine Existenz durfte er deshalb nicht vernichten. Nach Amerika gehen — unter der namenlosen Menge ver-

schwinden — nein, nein, sie mußte das verhindern. Den Abschied freilich hatte er eingereicht, wie er schrieb. Aber noch waren ihm andere Karrièren zu eröffnen, oder er konnte vielleicht in einer fremdländischen Armee Ehre und Ansehen erwerben. Sie war ja zu jedem Opfer bereit, zu Allem, Allem — nur sollte er nicht aufhören der Sohn zu sein, auf den sie stolz sein durfte. Einen kurzen Augenblick schwankte sie noch. Dann war sie entschlossen. Sie mußte Arthur zurückrufen, er mußte thun, was sie nicht vermochte, er mußte den Bruder suchen und zurückhalten. Sie schritt an den Schreibtisch und setzte die Depesche auf, die Arthur nach Dambowa rufen sollte.

XXIX.

Den sonnigen Herbsttagen war plötzliche Kälte gefolgt. In der Halle von Dambowa brannte wieder das Kaminfeuer, aber Frau Welasky hatte jetzt nicht Zeit, davor zu sitzen.

Ihren Platz hatte Kamilla eingenommen. Sie lehnte in einem der tiefen Sessel und blickte in die züngelnde Flamme. Und ruhelos wie diese, bald hoch-auflodernd, bald in sich zusammensinkend, folgten ihre Gedanken dem Flammenspiel. Noch waren nicht vierzehn Tage vergangen, seit sie den Namen Welasky trug, und doch schien ihr Alles, was ihrer Hochzeit vorangegangen, weit, unendlich weit hinter ihr zu liegen. War sie es denn selbst, die stolze, selbstbewußte Kamilla von damals, und die blasse, ernste Frau, die heute am Kaminfeuer von Dambowa saß?

Sie schüttelte den Kopf, wie unzufrieden mit sich selbst. Wie ein Traum glitten die wechselnden Bilder

aus ihrer kurzen Reisezeit an ihr vorüber. Ja, Alles wechselte darin, die Städte, die Landschaft, die Menschen; nur Einer blieb sich gleich — immer gleich! Rücksichtsvoll und bereit, ihr die Unbequemlichkeiten der Reise zu erleichtern oder Erklärungen über das zu geben, was sie sahen, sobald sie nur die leiseste Frage aussprach, und bei Alledem immer gleich kalt und jedes persönliche Gespräch vermeidend, vollkommen höflich und vollkommen fremd, so war ihr der Mann begegnet, dessen Namen sie trug. Sie hatte oft seine Kenntnisse, noch öfter seine Art zu sehen und die Dinge aufzufassen, bewundert, sie hatte nie gewagt, es ihm zu sagen, denn so oft ihr Auge auch sich fragend auf ihn gerichtet hatte, nie war sie seinem Blick begegnet. Und er hatte ihr doch einst gesagt, daß er sie liebte. Damals, in jener ersten, einsamen Stunde nach der Trauung. War es denn wahr? War es denn möglich? Aber was kümmerte es sie? Mußte sie nicht froh und dankbar sein, daß er ohne weitere Ansprüche die Freundesrolle an ihrer Seite übernommen hatte? Gewiß, gewiß; wenn er nur ihr Freund gewesen wäre! Aber das war es, was sie kränkte; er war nicht ihr Freund. Als ein Fremder ging er neben ihr einher, immer nur sorgsam bemüht, vor den Leuten die Dehors zu wahren, wie er ihr das in der ersten Stunde gesagt hatte, in Wahrheit aber sich mehr und mehr ihr gegenüber in eisige Kälte hüllend. Als das

Telegramm sie zurückrief, war sie zufrieden damit gewesen. Sie meinte, es würde besser sein, im eigenen Hause zu schalten, als so in der Fremde tagelang auf Den angewiesen zu sein, der ihr der Nächste sein sollte, und der ihr immer fremder erschien. Mit kurzen Worten hatte Arthur sie von dem Vorgefallenen unterrichtet. Sie war zuerst ebenso erschrocken gewesen über Kurts Verlobung wie über Annas plötzlichen Tod. Endlich hatte sie gesagt: „Dein armer Bruder, für ihn ist das jedenfalls ein schwerer Schlag.“ Und als Arthur schwieg, hatte sie leise, schüchtern hinzugefügt: „Steht er Dir nahe, Dein Bruder?“

„Warum fragst Du danach?“ hatte Arthur in einem Ton geantwortet, der wie ein Vorwurf klang — und es war nicht mehr von der Sache zwischen ihnen die Rede gewesen.

Seit gestern waren sie nun zurückgekehrt. Arthur hatte eine lange Unterredung mit seiner Mutter gehabt, und Beide gingen still und blaß einher, sichtlich beschäftigt mit Dingen, über die sie nicht sprachen, und ebenso sichtlich bemüht, sich in Kamillas Gesellschaft heiterer und sorgloser zu zeigen, als sie waren. Sie wußte, daß gleichzeitig mit ihnen eine Nachricht eingetroffen war, wonach Kurt sich schon in Hamburg eingeschifft hatte; also konnte Arthur ihn nicht mehr zurückholen, und sie begriff, daß das ein tiefer Schmerz für

Arthur und seine Mutter war. Sie hätte es natürlich gefunden, wenn stille Trauer über dem Hause gelagert hätte. Es schien ihr, als würde es ihr eine liebe Pflicht sein, dann die Trauernden zu trösten und mit ihnen von dem zu sprechen, was sie erfüllte.

Doch statt dessen vergrub Frau Welasky sich mit ihrem Sohne in der Kanzlei und sagte zu ihrer Schwiegertochter: „Wir müssen arbeiten, damit Alles so schnell wie möglich ins Geleise kommt.“

Sie hatte sie sogar um Entschuldigung gebeten, weil die ersten Tage in Dambowa für die junge Frau so langweilig seien, und hatte sie damit vertröstet, daß dieser „unbehagliche Zustand“ um so eher ein Ende nehmen würde, je fleißiger die Uebergabe an Arthur betrieben werde, und daß sie hoffe, in Kurzem mit dieser Arbeit fertig zu sein. Heute, während Kamilla einsam das Schloß und den Park durchwanderte, war ihr zum ersten Mal das Verständniß dafür gekommen, daß ihre Schwiegermutter ein Opfer brachte, indem sie Dambowa aufgab. Bisher war das Kamilla selbstverständlich und natürlich erschienen. Heute war es, als hätten die Mauern und die Bäume eine stumme Sprache mit ihr geredet, als hätten sie ihr erzählt von dem sorgenden Blick der alternden Schloßfrau, der Abschied nehmend auf ihnen geweilt hatte, und Kamillas Herz sagte ihr, daß es schwer sein müsse, von einer solchen

Schöpfung zu scheiden. Liebe und Dankbarkeit für die Frau, die das konnte, hätten sich gern in ihr geregt, aber — „Nein, nein," murmelte Kamilla, „ich habe ihr nicht zu danken, denn sie handelte nur aus Berechnung, und er — er ließ sich in einem erregten Augenblick fortreißen, etwas zu sagen, was er nicht empfand. Vielleicht glaubte er es selbst, daß er mich liebte — aber es war doch nicht so, denn — er ist der Sohn seiner Mutter! Ich möchte sie so gern bewundern, diese Frau, die so klug, so tüchtig ist! Aber sie flößt mir mehr Scheu als Bewunderung ein. Warum rechnet sie jetzt, anstatt um ihren Kurt zu trauern? Armer Kurt! Mit wie wundem Herzen mag er sich eingeschifft haben! Und warum hat er, der sein Bruder ist, kein Wort des Bedauerns für ihn? O, auch er rechnet! Sie haben keine Zeit zur Trauer!"

Und das Gefühl, das Kamillas Herz erwärmen wollte, erstarb wie die lodernde Flamme vor ihr in Asche versank. Die Dunkelheit brach schnell herein. Kamilla erhob sich.

In demselben Augenblick trat Arthur ein.

„Mein Gott, Du bist noch hier, Kamilla, es ist ja ganz dunkel in der Halle. Willst Du nicht in das Wohnzimmer hinübergehen? Dort ist Licht."

„Bist Du und Deine Mutter dort?"

„Nein, noch nicht. Du mußt verzeihen, wir haben so sehr viel zu thun.“

Die Bitte: „Laßt mich bei Euch sein, auch wenn Ihr arbeitet,“ wollte sich auf Kamillas Lippen drängen. Aber der Stolz bäumte sich gegen diese Bitte auf.

„Sie wollen mich ja nicht — es stand nicht in unserem „Pakt“, daß ich die Gefährtin seiner Sorgen sein sollte — ich will mich nicht daran erinnern lassen.“

Schweigend folgte sie Arthur in das Wohnzimmer. Das Licht der Lampe zeigte ihr, daß er blaß und sehr ermüdet aussah, und das Mitleid wallte übermächtig in ihr auf.

„Ich fürchte, Ihr strengt Euch zu sehr an, Du und Deine Mutter,“ sagte sie unwillkürlich.

Er zuckte die Achseln.

„Was liegt daran!“ Ein Zug unendlicher Bitterkeit lag um seinen Mund.

„Hier sind neue Bücher,“ fuhr er dann fort, indem er ein Packet öffnete, das auf dem Tische lag. „Vielleicht interessirt es Dich, hineinzusehen. Da — der letzte „Ebers“, ein neuer „Dahn“, „Julius Wolff“, Wildenbruchsche Tragödien —“

„O bitte, bemühe Dich nicht weiter.“

Er runzelte die Stirn.

„Mama schickte mich, um Dir die Bücher zu geben.“

„Dann sage ihr meinen Dank.“

Er ging, und Kamilla war wieder allein, aber ihre vorhin so blassen Wangen glühten jetzt.

Erregt durchschritt sie das Zimmer. „Ich ertrage es nicht, nein ich ertrage es nicht," rief sie, die Hände ringend. Plötzlich stand sie still.

„Was will ich denn? Ich selbst habe ihn ja von mir gewiesen, indem ich ihn an unsern Pakt erinnerte. Und wenn er sich nun so leicht darein findet, darf ich mich darüber beklagen? Nein, nein — ich wußte ja, daß wir einander nicht liebten, als ich ihm meine Hand reichte. Aber nun? Was soll nun werden? Soll ich nach Rula zurückkehren und der Welt das Schauspiel einer unglücklichen Ehe mehr bieten? Er hat wenigstens meine — unsere Bedingungen ehrlich erfüllt. Soll ich wortbrüchig werden? Ich kann, ich darf es nicht!"

Tief aufseufzend setzte sie sich in den Divan, den Kopf in die Hände stützend und träumerisch vor sich hin blickend.

Arthur war inzwischen zu seiner Mutter zurückgekehrt.

„Die arme Kamilla," sagte Frau Welasky, „sie muß Dich mir so viel hergeben — und doch konnte ich nicht anders. Ich mußte das Alles mit Dir besprechen — da Du nicht das Vertrauen gehabt hast, es mir früher selbst zu sagen. Doch, lassen wir das, sage mir jetzt nur noch das Eine: was hältst Du von

Theodor? Handelte er wirklich nur um des Geldes willen, oder" — —

„Nach Allem, was Du sagst, fürchte ich, daß er versuchen wird, einen dauernden Druck auf uns auszuüben!"

„Auch wenn er keinen Vortheil davon hat?"

„Er wird eben immer Vortheil daraus zu ziehen suchen!"

„Neue Forderungen meinst Du?"

„Es ist möglich!"

„Und hältst Du ihn für fähig, wirklich gegen Dich vorzugehen?"

„Ich weiß es nicht! Ich habe in Berlin wenig mit ihm verkehrt."

„Und ich habe ihn und Meta über Dambowa aus den Augen verloren, obgleich doch auch er ein Welasky ist! Das rächt sich nun! Aber ich will das Versäumte nachholen. Ich hatte den Eindruck, als würde Theodor meinem Einfluß doch vielleicht zugänglich sein, und sobald hier unsere Geschäfte erledigt sind, gehe ich nach Berlin! Du hast mir jetzt Alles gesagt, was damals zwischen Theodor und Dir vorging, nicht wahr, und auch Alles, was Du fehltest?"

„Ja, Mutter, Alles!"

Einen Augenblick legte sie die Hand über ihre Augen.

„Nein, nein, es ist nicht möglich," murmelte sie. „Er kann, er darf Dich nicht verrathen. So schlecht und niedrig ist er nicht!" Sie blickte Arthur an. „Nicht wahr, Du hältst es nicht für möglich?"

„Ich kann nicht wissen, was er thun wird, Mutter — ich weiß nur, was ich zu thun habe, wenn er meine gesellschaftliche Stellung vernichtet, wozu er leider, durch meine Schuld, die Macht hat!" Mit weit geöffneten Augen starrte sie ihren Sohn an.

„Du weißt, was Du zu thun hast?" wiederholte sie fragend, und ein unbeschreibliches Entsetzen malte sich plötzlich in ihrem Gesicht.

„Arthur," begann sie dann wieder mit leiser Stimme, als fürchte sie, ihre eigenen Worte zu hören. „Arthur, es war wohl ein Fehler, den Du in Deinem Amte begingst, als Du dem Manne halfst, den Du der gerechten Strafe hättest ausliefern müssen. Aber dem Vater eines geliebten Mädchens gegenüber — welcher Mann von Herz hätte es wohl über sich vermocht, anders zu handeln? Nein, nein, Arthur, Du bist nicht schuldig, nicht in Wahrheit schuldig! Du darfst den Kopf noch hoch tragen, und Du sollst es, Du sollst es!"

All das Weh, das ihn erfüllte, wollte sich auf seine Lippen drängen — doch sein Stolz sträubte sich gegen das Bekenntniß, daß er elend sei, elend, auch ohne die Gefahr, die seine Mutter so fürchtete. Er

wandte sich schweigend von ihr ab. Wozu auch davon reden? Nicht für sein Herz hatte seine Mutter eine Frau für ihn gewählt. Nicht nach dem, was sein Herz marterte, fragte sie jetzt. All ihre Sorge galt ja nur seiner Ehre.

„Sei nicht kleinmüthig," fuhr sie fort, „ich sehe jetzt die Lebensaufgabe, die ich in Berlin zu erfüllen habe, klar vor mir. Nicht umsonst wurde mir die Gabe, Einfluß auf meine Umgebung auszuüben. Ich werde diesen Einfluß auch dort gewinnen, wo er Dir nützen wird. Ich will Dich glücklich und geehrt sehen."

„Das Schicksal ist manchmal stärker als der Wille, Mutter!"

„Nein, nein, der Wille muß das Schicksal lenken, nur die Muthlosen erliegen. Mein Leben hat, nun Dambowa Dir gehört, eine neue Aufgabe, und ich werde sie lösen, denn ich will es!"

XXX.

Frau Welasky befand sich auf der Fahrt nach Berlin. Zum ersten Mal seit Annas Verhaftung war sie gezwungen, stundenlang in Unthätigkeit hinzubringen während der langen Eisenbahnfahrt. Körperlich abgespannt und innerlich ruhelos saß sie in der Coupeeecke, vergebens bemüht, die Bilder der letzten Zeit zu vergessen vor den Aufgaben der Zukunft. Sie dachte an Anna und Kurt — gestorben, verdorben! Nein, nein, Kurt würde nicht verderben; mit seinen Anlagen und mit den Hilfsmitteln, die ihm zu Gebote standen, konnte er auch drüben seinen Weg machen. Und er würde ihn machen, er war ja ihr Sohn! Und Anna — freilich sie war todt — aber war das denn wirklich so furchtbar? Wie viele Blüthen knickte der Sturm, um Raum zu schaffen für andere — wer fragte danach? War nicht die ganze Schöpfung erfüllt von „Werden“ und „Vergehen“? Die Schwachen müssen allenthalben

im Haushalte der Natur weichen, damit die Starken um so stärker werden, dachte Frau Welasky. Auch unter den Menschen vollzieht sich dasselbe Gesetz — aber man giebt es nicht zu. Man spricht von Sünde und Schuld, wo nur die Nothwendigkeit waltet, — vorbei, vorbei —

Sie wollte nicht mehr grübeln. Sie richtete sich aus ihrer Ecke auf und blickte um sich, als suche sie etwas, das ihre Gedanken ableiten konnte. Einförmig glitt die Landschaft an den Fenstern vorüber. Felder, Wiesen und einsame Landwege. Da war nichts, was ihre Aufmerksamkeit fesseln konnte.

Zwei schwarz gekleidete Damen saßen ihr gegenüber. Flüchtig war ihr Blick über sie hingeflogen. Mit traurig aussehenden Frauen verband sich für sie eine Vorstellung von Schwäche, von mangelndem Können und mangelndem Wollen, das ihr mehr Verachtung als Mitleid einflößte. Doch jetzt waren die Augen der jüngeren Mitreisenden mit einem entschieden hilfesuchenden Blick auf sie gerichtet.

„Ach, gnädige Frau, haben Sie vielleicht etwas Wein bei sich — Mama ist so leidend!"

Dabei umfaßte sie die neben ihr sitzende ältere Dame, deren Kopf an ihrer Schulter lehnte.

Frau Welasky erhob sich und nahm ihre Tasche

aus dem Netz, um das Gewünschte daraus hervorzuholen.

„Mein Gott, mein Gott, sie ist ohnmächtig," rief die junge Dame, die Gestalt ihrer Mutter umfassend.

Frau Welasky rieb die Schläfe der fremden Frau mit Wein und suchte ihr mit einem Theelöffel einige Tropfen davon einzuflößen.

„Ist sie krank?" fragte sie die junge Dame.

„Ach ja, und sehr, sehr traurig, der Kummer und die schlaflosen Nächte sind schuld an ihrer Schwäche."

Frau Welasky nickte. Ja, auch sie wußte von schlaflosen Nächten, aber sie war nicht so schwach, um gleich zusammenzubrechen. Dennoch that es ihr wohl, daß sie aus ihrer Unthätigkeit herausgerissen worden war. Sie packte die Reiseapotheke, die sie bei sich führte, aus, und mit Hilfe ihrer Tropfen erholte sich die Leidende bald. Frau Welasky und das junge Mädchen machten mit Kissen und Decken ein Lager für sie zurecht, wo die, wie es schien, ganz Erschöpfte, endlich einschlief.

„Sie sind so gütig, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Hilfe," sagte die junge Dame, Frau Welaskys Hand drückend, es ist ein schwerer Weg, den wir zu machen haben, und meine liebe Mama hat ihre Kräfte überschätzt. Mein Bruder liegt verwundet in Berlin — wir wissen nicht, ob wir ihn noch lebend

treffen —". Aufsteigende Thränen erstickten ihre Stimme, sie wandte sich ab und drückte das Taschentuch an ihre Augen.

„So lange man hoffen kann, darf man das Schlimmste nicht annehmen," meinte Frau Welasky.

„Nein, ich lasse auch die Hoffnung nicht sinken, die Ungewißheit ist nur so schwer — und dann Mamas leidender Zustand — o, ich wäre gern allein gereist, aber es hieß, ich sei noch zu jung. Und da erklärte Mama, sie würde mich begleiten, sie, die seit Monaten ihr Zimmer kaum verlassen hat!"

„Sind Sie denn ganz fremd in Berlin?"

„Ja, ganz fremd. Mein Bruder wurde vor einem halben Jahre dorthin abkommandirt. O, wäre er nur in seiner kleinen Garnison geblieben, es wäre für uns Alle besser gewesen."

„Ihr Herr Bruder ist Offizier?"

„Ja, Lieutenant bei den X=Husaren. Ach, ein so lieber, lieber Mensch — unser Einziger! Aber es ist gar nicht möglich, daß er uns genommen wird. Ich kann den Gedanken nicht fassen."

„Nun, hoffen Sie nur! Sie sagten ja selbst, daß er nur verwundet sei."

„Wenn man nur erst Gewißheit hätte! Aber sehen Sie, das da ist Alles, was wir erfahren konnten!"

Sie nahm aus ihrer Handtasche ein Papier hervor,

das sie Frau Welasky hinreichte. Die Mittheilung schien ihr wohlzuthun, und Frau Welasky ging bereitwillig auf diese gewaltsame Unterbrechung ihrer eigenen trüben Gedanken ein. Sie entfaltete das Papier, welches die junge Dame ihr hingereicht hatte, und las:

„Gnädige Frau!

Ich erfülle eine schwere und schmerzliche Pflicht, indem ich Ihnen von dem Nachstehenden Mittheilung mache. Ihr Herr Sohn, der Lieutenant Georg von Elzen, mein lieber Kamerad, ist von einem schweren Unglück betroffen worden. Soeben wurde ich von seinem Burschen zu ihm gerufen. Ich fand ihn blutend und besinnungslos, in Folge einer Schußwunde am Kopfe. Der Arzt giebt Hoffnung, gnädige Frau — doch ist der Zustand sehr ernst, und ich hielt es daher für meine Pflicht, Ihnen sofort Mittheilung davon zu machen. Indem ich es von Herzen bedauere, durch eine so traurige Veranlassung mit Ihnen in Verbindung zu treten, stelle ich mich mit Rath und That vollkommen zu Befehl, falls Sie oder Jemand von den Ihren nach Berlin kommen sollten, und zeichne in theilnahmsvoller Hochachtung

gehorsamst

von Reden,

Lieutenant im X. Dragoner-Regiment,

kommandirt zur Central-Turnanstalt.“

Fräulein von Elzen hatte, über Frau Welaskys Schulter blickend, den Brief noch einmal mit dieser gelesen.

„Es ist doch unverständlich,“ seufzte sie, „nicht wahr, vollkommen unverständlich. Wir telegraphirten sogleich an den Lieutenant von Reden, und das war seine Antwort“ — sie entfaltete eine Depesche —: „Zustand nicht hoffnungslos, doch Kommen erwünscht.“ „Als ob letzteres sich nicht von selbst verstanden hätte! Wir waren schon unterwegs, als wir das Telegramm erhielten. Aber das ist nun auch Alles, was wir wissen. Und er war immer ein so fröhlicher, sorgloser Mensch. Unser Stolz, unsere einzige Freude seit Papas Tode. Es ist ja gar nicht möglich, daß er selbst — — und doch — wie würden Sie das Alles verstehen?“

„Es läßt sich nicht beurtheilen, doch Sie werden ja nun bald alles Nähere erfahren.“

Die kranke Frau erwachte und versuchte, sich aufzurichten. Ihre Tochter stand auf und setzte sich neben sie, wieder den Arm um sie schlingend. Das Gespräch war unterbrochen, und es schien Frau Welasky nicht passend, dasselbe unaufgefordert wieder zu beginnen.

Erst gegen das Ende der Fahrt hin nannte sie dem Fräulein ihren Namen und die Adresse ihrer Tochter, bei der sie zunächst wohnen wollte.

„Bitte, erinnern Sie sich des Namens, liebes

Fräulein, wenn Sie in irgend einer Weise meine Hilfe brauchen sollten," fügte sie hinzu. „Ich würde gern bereit sein zu kommen, wenn Sie mich brauchen."

Fräulein von Elzen sprach in warmen Worten ihren Dank aus, und Frau Welasky war zufrieden mit ihrer Reisegesellschaft, die ihr Gelegenheit gegeben hatte, eine Beschützerrolle zu übernehmen. Sie liebte Schwachheit und Trauer nicht. Aber gerade jetzt, wo ihr eigener Herzschlag unruhiger war als sonst, empfand sie eine gewisse Genugthuung, Anderen gegenüber stark und fähig zur Hilfe zu erscheinen.

Frau Meta holte ihre Mutter vom Bahnhofe ab und fuhr mit ihr nach der schönen stillen Gartenstraße des Westens, wo die Privatwohnung des Bankiers sich befand.

„Und wo ist Dein Mann?" fragte Frau Welasky.

„In seinem Büreau natürlich," lautete die Antwort. „Er ist immer dort bis zu Tisch, das heißt bis um sechs Uhr. Aber wir haben eine Telephon-Verbindung nach der Behrenstraße. Dort liegt sein Büreau, und wenn Du etwa zu Tisch irgend eine besondere Delikatesse wünschest, Mama, so brauche ich nur an Theodor zu telephoniren."

„Liebes Kind — ich lege so wenig Werth auf dergleichen!"

„Aber man ißt doch immer vorzüglich bei Dir."

„Weil gute Küche mir als unerläßlich zugehörig zu einem guten Hause erscheint!“

„Ach, auf dem Lande giebt es auch bessere Leute! Aber in der Stadt! Du ahnst nicht, wie viel Aerger ich immer mit den Köchinnen habe!“

„Aber liebes Kind, wenn eine nichts taugt, so entläßt man sie eben und nimmt eine andere!“

„Sie taugen aber hier alle nichts. Immerfort möchte man hinter ihnen her sein.“

„Liebe Tochter, daran wird es wohl liegen, daß sie nichts taugen. Man muß seine Leute zur Selbstständigkeit erziehen und eben nur solche behalten, die das vertragen. Das ist das ganze Kunststück!“

„Ja, Du hast gut reden, Mama, Du hast eben mehr Glück mit den Leuten als ich. Wo bleibt nur wieder der Kaffee, Jette,“ wandte sie sich an das eben eintretende Stubenmädchen, „ich hatte doch bestellt, daß er sofort aufgetragen werden sollte, aber Ihr könnt nie mit etwas fertig werden.“

Sie verließ mit dem Mädchen das Zimmer, und man hörte ihre scheltende Stimme draußen auf dem Korridor. Seufzend blickte Frau Welasky um sich.

„Ein schönes Quartier,“ murmelte sie, unwillkürlich ihre Umgebung musternd, „und eingerichtet, wie sie eben jetzt alle eingerichtet sind. Rokoko und Renaissance, werthlose Dutzendwaare und Kostbarkeiten — Alles

durcheinander. Und einen Diener halten sie doch nicht, obgleich ich schon voriges Jahr mit Meta davon sprach. Hier muß Vieles anders werden!"

„Verzeihe, Mama, aber siehst Du, so geht es immer. Man kann sich eben auf die Leute nicht verlassen," sagte Frau Meta zurückkehrend.

„Wenn Du einen ordentlichen, zuverlässigen Diener hättest —"

„Ach, Mama, Du weißt nicht, was das für eine Last in der Stadt ist. Mit den Mädchen fängt so einer Liebschaften an, und sonst hat er nicht genug zu thun. Ich kann ja Lohndiener haben, so oft und so viel ich will."

Frau Welasky schüttelte den Kopf. Sie wollte keine ernsthafte Debatte in der ersten Stunde ihrer Anwesenheit herbeiführen.

„Wie steht es nur mit der Spekulation, welche Dein Mann plante, als er bei mir war," fragte sie während des Frühstücks, um das Leutethema, welches immer wieder auftauchte, gründlich zu beseitigen.

„Weißt Du, Mamachen, das ist eine Geschäftsangelegenheit, und — — Du hättest nur sehen sollen, was Theodor für ein Gesicht machte, als ich eingedenk Deiner Ermahnungen einmal die Rede darauf brachte. Er hat es sich rundweg verbeten, daß ich mich in „seine

Angelegenheiten" mische, er wurde ordentlich heftig, was ihm sonst eigentlich selten passirt".

„Dann war er sehr im Unrecht. Denn erstens hat seine Frau ein gutes Recht, sich um sein Thun und Lassen zu bekümmern, und dann handelt es sich bei seinen Spekulationen doch auch um Dein Geld, nicht blos um das seine. O, wenn mein Wunsch nur berücksichtigt worden wäre, und Du einen Heirathskontrakt hättest."

„Na, weißt Du, Mama, so sehr viel Interesse würde ich am Ende doch nicht an den Geldgeschäften haben, und da Theodor sonst nicht knickrig mir gegenüber ist, kann ich mich eigentlich nicht beklagen. Gestern wollte er mir freilich die paar hundert Mark, die ich zur Beschaffung meiner Wintertoilette brauche, nicht gleich geben — aber ich bekomme sie schließlich doch, wenn er sich auch einstweilen noch ziert — es ist immer so! Zuletzt mache ich meine Bestellungen, und er bekommt dann die Rechnungen zugeschickt, dann schilt er zwar, zahlt aber."

„Warum erhältst Du nicht ein bestimmtes Toilettengeld?"

„Das wäre ja viel unbequemer, denn damit müßte ich auskommen, während ich so mehr freie Hand habe."

„Ja, freie Hand wie ein unmündiges Kind, das nicht verantwortlich ist für sein Thun und Lassen!

Begreifst Du denn nicht, daß es demüthigend, ja geradezu entwürdigend für eine Frau ist, wenn sie um jede Kleinigkeit bei ihrem Mann betteln muß? Sieh, ich war ein armes Mädchen, als Dein Vater mich heirathete; aber indem ich einwilligte, seine Frau zu werden und seine Interessen zu den meinigen zu machen, gab ich ihm so viel, daß ich auch von seiner Seite einige Zugeständnisse erwarten durfte. Wir besprachen alle Vermögensangelegenheiten gemeinsam, berechneten, wie viel unser Haushalt kosten dürfe, und die Summe, die sich dabei ergab, erhielt ich zu selbstständiger Verwaltung."

„Wenn Du aber nicht ausgekommen wärest?"

„Ich kam eben aus, ich erübrigte sogar. Ich meine, man kann mit Freuden verantwortlich sein, wenn man dafür selbstständig wird, ja die Verantwortlichkeit hebt sogar das eigene Können und Wollen!"

„Wenn Du so sprichst, Mama, scheint mir Alles, was Du sagst, sehr richtig. Will ich's aber dann in die Praxis übersetzen, so komme ich in die Brüche. Den schönen Ring z. B. werde ich mir wohl auch kaum verdienen —"

„Den würdest Du nach dem, was sich daran knüpft, doch nicht tragen! Ich habe ihn für eine wohlthätige Stiftung verkaufen lassen."

„Den schönen Ring? O, eigentlich ist das doch schade!“

„Ich habe noch anderen Schmuck genug! Und, nun ich hier bin, hoffe ich, daß es uns wohl gelingen wird, Deinen Salon umzugestalten.“

„Ach Gott, ich habe schon einen Versuch in Deinem Sinn gemacht, Mama. Aber er ist mißglückt. Wir waren neulich im Atelier des Professor B. — —“

„Du und Dein Mann?“

„Wo denkst Du hin! Mein Mann geht da nicht mit! Nein, die Kommerzienräthin Hagenbeck holte mich ab. Sie kennt B., und ich hatte ihr gesagt, daß ich seine Bekanntschaft wünschte. Also wir fuhren hin — ich hatte meine neue graue Toilette an — sie ist entzückend, sage ich Dir! Zuerst machte der Professor auch ein ganz freundliches Gesicht und verstieg sich sogar zu galanten Redensarten. Ich wurde ganz muthig und bat ihn schließlich, uns zu besuchen. „Sie sind sehr gütig,“ sagte er blos — na, aber mit einem Gesicht, daß ich gleich wußte, der kommt nicht!“

„Verzeih', Kind, das ist aber auch nicht geschickt angefangen gewesen. Er hat bemerkt, daß Du nach einer Berühmtheit Jagd machtest, und das hat ihn abgeschreckt und hat den günstigen Eindruck Deiner grauen Toilette verwischt.“

„Spotte nur, Du wirst's schon selbst erfahren, daß das nicht so leicht ist, solche Leute einzufangen!"

„Sie „einfangen", um sie gelegentlich als Schaustück zu zeigen, das sollst Du auch nicht. So meinte ich es nicht! Nur Fühlung mit den besten Kreisen solltest Du suchen und einen wirklichen Verkehr mit ihnen anstreben. Dazu muß man sich aber zunächst in ihre Interessen vertiefen . ."

„Liebe Mama, Du fassest all diese Sachen viel zu ideal auf. Nicht, weil ich nichts von seiner Kunst verstand, ließ der Professor meine Einladung so zu sagen in den Brunnen fallen, sondern weil Theodor noch nicht mehrfacher Millionär ist. Wenn er das sein wird, kommen alle Leute von selbst!"

„Hast Du das von ihm?"

„Ja, denn ich ärgerte mich doch über den Professor, und da Theodor mir gerade in den Weg lief, erzählte ich ihm die Geschichte."

Draußen wurde die Entreethür zugeschlagen. Ein schneller Schritt näherte sich dem Salon.

Frau Meta horchte auf.

„Das klingt ja, als käme Theodor —"

Da stand er schon in der Thür.

„Das ist aber hübsch, daß Du zum Empfang der Mama kommst!" rief Meta ihm entgegen.

„Wenn Alles normal wäre, hätten meine Geschäfte

mir allerdings nicht erlaubt, jetzt zu kommen," sagte er, Frau Welaskys Hand schüttelnd, „so aber . . es scheint mir ein gutes Omen, daß Du gerade heute eintrafst, Mama, Dein tüchtiger Geschäftssinn wird Dich gewiß sogleich das Richtige erkennen lassen; Du mußt entschuldigen, daß ich sofort mit der Thür ins Haus falle, aber die Sache ist so wichtig, daß sie keinen Aufschub leidet."

„Was", rief Meta dazwischen, „Geschäftsangelegenheiten gleich in der ersten Stunde des Zusammenseins? Nein, das leide ich nicht, daraus wird nichts!"

„Laß uns mit Deinen Kindereien in Ruhe, Meta!"

„Aber Mama, so sage ihm doch selbst, daß Du ermüdet bist von der langen Reise — —"

„Ich würde das sehr bedauern, aber die Sache ist wirklich zu wichtig, um einen Aufschub zu dulden — laß uns allein, Meta!"

„Nein, lieber Theodor," mischte sich nun Frau Welasky darein, „Meta soll nur hier bleiben, auch wenn Du mir schon in der ersten Stunde geschäftliche Mittheilungen zu machen hast. Nach Deiner Einleitung bin ich aber gespannt, das zu hören, was Du mir zu sagen hast, ich hoffe, daß es nicht die Spekulation betrifft" . . . .

„Ja, um die handelt es sich freilich. Es ist ganz

unerhört — gegen alle vernünftige Berechnung — geradezu ein einzig dastehendes Beispiel!" — —

„Deine Spekulation ist mißglückt?"

„Sie droht zu mißglücken, aber noch ist nichts verloren, wenn ich noch einmal so viel Geld dabei lancire, als schon darin steckt."

„Das würdest Du dann auf eigene Gefahr hin thun müssen, denn ich bin jetzt nicht im Stande —"

Der Bankier wandte sich plötzlich seiner Frau zu.

„Geh hinaus, Meta!" donnerte er ihr entgegen.

Sie verließ jetzt so hastig das Zimmer, daß Frau Welasky nicht Zeit fand, ihr zu Hilfe zu kommen.

Eine flüchtige Röthe flog aber über ihr Gesicht, und nur die Ueberlegung, daß eine heftige Szene in diesem Augenblick mehr schaden als nützen würde, veranlaßte sie, diese Sache zu dem Uebrigen für die Zukunft zur Erledigung zurückzulegen. Sie begnügte sich jetzt mit einem ruhigen:

„Es thut mir leid, daß Du sie fortschicktest; sie muß lernen, bei ernsthaften Dingen zuzuhören."

Ohne weiter auf diese Familienangelegenheit einzugehen, fuhr er fort:

„Bitte, höre mich erst an. Mama, Du kannst Dir wohl denken, daß ich nicht in dieser Weise vorgehen würde, wenn mir das Wasser nicht an den Hals reichte. Die Sache hat sich, um sie mit wenigen Worten klar

zu bezeichnen, so zugespitzt, daß das Gelingen oder Mißglücken dieser Spekulation geradezu für mich Sein oder Nichtsein bedeutet.“

„Aber, um Gottes willen, welche Unvorsichtigkeit!“

„In solchen Fällen gewinnt eben nur, wer wagt. Ich wage, nun hilf, daß ich gewinne! Ich will Dir einen Antheil zusichern, Alles, was Du willst. Nur gieb mir die Anweisung auf Deinen Bankier, Dein Kredit ist so groß, daß Du mir mit Leichtigkeit über diese Krise hinweghelfen kannst!“

Frau Welasky überlegte. Da war ja eine Gelegenheit, Macht und Einfluß über ihren Schwiegersohn zu gewinnen, ihn sich zu verpflichten, ja, ihn geradezu in eine gewisse Abhängigkeit zu bringen. Er sah ihr Schwanken.

„Du thust es, nicht wahr, Du thust es? Ich wußte ja, daß wir gemeinschaftlich operiren würden! Also Du eröffnest mir Kredit bei Deinem Bankier?“

„Nein, nicht so ohne Weiteres! Aber selbstverständlich werde ich versuchen, Dir zu helfen, wenn die Sachen so ernst stehen. Nur muß ich zuerst Rücksprache mit meinem Bankier nehmen, heute Nachmittag“ — —

„Um Gotteswillen keinen unnützen Aufschub! Ich weiß ja, Du bist ermüdet von der Reise, und ich bedaure dieses Zusammentreffen so unglücklicher Umstände, aber — die Sache ist zu wichtig, ich kann nicht anders, als auf schleunige Erledigung dringen.“

„Nun denn, so sage mir klar, um was es sich handelt, und dann bestelle den Wagen, damit ich mit meinem Bankier berathe, wie zu helfen ist.“

„Wozu erst den Bankier! Ich selbst weiß genügend Bescheid!“

„Meta ist nicht mein einziges Kind! Ich bin es den andern schuldig, ihr Vermögen nicht muthwillig aufs Spiel zu setzen! Bestelle den Wagen! Unterwegs magst Du mir genau auseindersetzen, um was es sich handelt, mit meinem Bankier aber will ich dann allein sprechen.“

Mit unzufriedenem Gesicht fügte Theodor sich ihren Anordnungen.

Als Frau Welasky in Hut und Mantel auf den Vorplatz trat, kam Meta ihr mit verweinten Augen entgegen.

„Ach Gott, Mama, nun fährst Du schon wieder fort! Was ist denn blos geschehen?“

„Ich kehre bald zurück, Kind, ich habe Geschäftssachen mit Deinem Mann zu erledigen, die ich Dir nicht so schnell auseinandersetzen kann.“

„Ach, siehst Du, nun fängst Du auch schon so an!“

Theodor trat aus seinem Zimmer, um seine Schwiegermutter zu begleiten, und Meta verschwand eilig hinter der nächsten Thür.

XXXI.

Als Frau Welasky das Komptoir ihres Bankiers verließ, fand sie ihren Schwiegersohn ihrer wartend.

„Nun?" fragte er.

Sie schritt eilig an ihm vorüber.

„Im Wagen sprechen wir weiter davon, komm!"

Er folgte ihr, um kein unnützes Aufsehen zu veranlassen.

„Es ist unmöglich," sagte Frau Welasky, als sie allein waren, „ich kann ein so großes Kapital nicht für eine fast verlorene Sache hingeben!"

„Aha, das ist also die Weisheit der Herren Weigelt u. Comp. Natürlich diese Komptoirmenschen haben ja keinen Begriff von meinen Kombinationen. Aber ich sah diesen Erfolg voraus, wenn ich auch nicht glaubte, daß Du mich ohne Weiteres dem Ruin aussetzen würdest!"

„Das werde ich auch nicht! Da, sieh her —" sie

entfaltete ein Papier, das sie bisher in der Hand gehalten hatte.

„Das ist das Verzeichniß der Gelder, welche ich allenfalls in nächster Zeit noch flüssig machen könnte. Es ist immerhin noch eine stattliche Summe, wie Du siehst!“

„Genug, übergenug, um Alles zu retten!“

„Sage lieber, um neues Vermögen zu erwerben. Diese Gelder sollen Dir zur Disposition stehen, nachdem Deine jetzige, wie es scheint, verlorene Spekulation abgewickelt ist. Ich will Dir dadurch neuen Kredit eröffnen und als Dein stiller Kompagnon damit in Dein Geschäft eintreten.“

„Ah — nun spielen wir mit aufgedeckten Karten! Du willst mich erst mittellos und hilflos sehen, um mich beeinflussen und meine Geschäftsführung beherrschen zu können, wie Du Deinen Mann und Deine thörichten Söhne beeinflußt und beherrscht hast, bis der eine sich Dir durch den Tod und der andere sich durch die Flucht entzog. Und nun soll dieser hochmüthige Gefühlsnarr, der Arthur, Dein Schooßkind sein, dem wir Andern aufgeopfert werden.“

„Du hörst ja, daß ich bereit bin, Dir zu helfen!“

„Ja, so zu helfen, daß ich mit gebundenen Händen Dir ausgeliefert wäre. Oder glaubst Du, daß mein stummer Kompagnon sich nicht um alle Details meiner

Geschäftsführung bekümmern, glaubst Du, daß er sein Herrschertalent nicht an mir würde ausüben wollen —"

„Niemals, wo es nicht zu Deinem Besten wäre!"

„Ha ha", ich beurtheile das lieber selbst, als daß ich es von Anderen beurtheilen lasse. Aber nun wir offen mit einander reden, nun will auch ich Dir sagen, wie die Sachen stehen. Glaubst Du, daß ich Arthur damals aus verwandtschaftlicher Liebe aushalf? Nun laß Dir sagen, ich wußte schon damals genau, wie hochmüthig er und wie herrschsüchtig Du einst sein würdest. Ich versicherte mich damals eines Trumpfes, um ihn zur rechten Zeit auszuspielen. Diese Zeit scheint mir gekommen. Nicht ich bin der Bittende, sondern Ihr seid es! Ihr bettelt um meine Verschwiegenheit, Ihr müßt darum betteln, wenn nicht Euer ganzes stolzes Gebäude von Ehre und Vornehmheit wie ein Kartenhaus zusammenstürzen soll. Und nicht Du bist die Gewährende, sondern ich bin es, indem ich einen Preis für meine Verschwiegenheit annehme. Jetzt kennst Du die Lage der Dinge, wie sie sich in Wahrheit verhält, und den Preis kennst Du auch. Willst Du ihn zahlen oder nicht?"

Todtenbleich, mit fest aufeinander gepreßten Lippen und gleichsam erstarrten Augen hatte Frau Welasky ihn angehört. Das war es, was sie gefürchtet und was sie sich doch selbst nicht gestattet hatte, zu glauben.

Sie hatte es nicht abzuwenden vermocht. — In ihrer ganzen nackten Gemeinheit war die Drohung ausgesprochen worden. Geld gegen Ehre!

Sie vermochte nicht zu antworten. Wie im Krampf preßten sich ihre Hände ineinander. Sie konnte, sie durfte sich nicht weigern, um diesen Preis — und doch, wenn sie nachgab, würde das Gespenst nicht wieder und immer wieder vor ihr erstehen, stets neue Opfer fordernd, stets die alte Drohung wiederholend?

„Ich warte auf Antwort," wiederholte der Bankier, „wie viel ist die Ehre Deines Sohnes Dir werth?"

Jetzt gewannen die erstarrten Augen Leben. Ein Blitz leuchtete darin auf, ein Blitz tödtlichen Hasses. Doch Theodor Welasky las nur ohnmächtige Wuth in diesen Augen, er fühlte, daß er heute der Ueberlegene, Triumphirende war.

„Ich weiß, Du wirst nun zahlen, was ich verlange," sagte er mit cynischem Lächeln, während der Wagen hielt und er seiner Schwiegermutter beim Aussteigen behilflich war. Ueber ihre blassen Lippen war die Antwort noch immer nicht gekommen, aber er wußte, daß dieselbe jetzt nur „ja" lauten konnte.

Meta, welche vom Fenster aus den Wagen hatte vorfahren sehen, kam ihnen auf der Treppe entgegen.

„Mein Gott, wo bleibt Ihr nur! Du wirst an

das Telephon gerufen, Theodor, es müssen wichtige Nachrichten vom Büreau sein."

Er sprang die Treppe empor und verschwand eilig in der Wohnung, während Meta ihre Mutter hinaufführte.

„Du siehst ja so blaß aus, Mama, ach Gott, was habt Ihr denn Alle, und warum sagt Ihr mir nichts!"

Eine Zimmerthür wurde mit lautem Krach ins Schloß geworfen, im nächsten Augenblick stürmte Theodor an den beiden Frauen vorbei.

„Friedrich soll nicht ausspannen, sofort wieder vorfahren," schrie er dem am Fuße der Treppe stehenden Dienstmädchen zu; und ohne einen Gruß, ohne ein Wort der Erklärung stürzte er fort.

„Laß mich allein, Kind, ich bedarf der Ruhe," sagte Frau Welasky, den Arm ihrer Tochter loslassend. „Nachher will ich mit Dir sprechen."

„Ach Du arme Mama. Du bist gewiß halb todt, aber Theodor denkt niemals, daß man müde sein könnte. Nun ruhe Dich nur aus, ich kann schon warten." Damit brachte sie ihre Mutter in das Gastzimmer und ließ sie allein. Frau Welasky sank in einen Sessel. Regungslos saß sie dort, die Hände krampfhaft fest ineinander gepreßt. Die Augen ins Ungewisse, Leere gerichtet.

„Also doch, also doch," murmelte sie, „und was

soll weiter werden? Wenn ich diesmal den Sturm beschwöre — was dann — später?"

Und wieder versank sie in dumpfes Hinbrüten.

Die Zeit verrann. Sie hatte die Empfindung dafür verloren. Da wurde plötzlich die Thür geöffnet. Theodor Welasky stand auf der Schwelle. Sein Gesicht war lebhaft geröthet, die Augen glitzerten hinter der goldenen Brille.

„Der Coup ist glänzend gelungen, Schwiegermama, diesmal war es blinder Lärm; im Augenblick, wo Alles verloren gehen sollte, wurde Alles gewonnen. Du kannst mir gratuliren, na — und im Uebrigen denke ich, es ist am Ende besser, daß wir wissen, wie wir mit einander stehen."

Frau Welasky blickte ihn einen Augenblick an, als verstände sie ihn nicht, dann seufzte sie tief auf.

„Also — diesmal brauchst Du das Geld nicht?" stieß sie endlich hervor.

Er lachte.

„Nein, diesmal nicht! Im Augenblick bin ich reicher als ich jemals war."

Er öffnete die Thür wieder und rief hinaus:

„Meta, Meta!"

Die Gerufene kam herbei.

„Tritt herein, Kleine!" rief er ihr zu, „vorhin habe ich Dich angefahren, nun wollen wir aber wieder

lustig sein. Lasse Champagner kalt stellen — oder wollen wir bei Uhl diniren?"

„Ach Gott, Theodor — ich dachte, Du hättest Geld verloren und — —"

„Siehst Du, Du mußt eben nicht denken. Es kommt nie etwas dabei heraus, wenn Frauen sich damit befassen. Aber Du darfst Dir eine neue Toilette bei Gerson bestellen. Recht chic, es kommt nicht darauf an, was sie kostet."

„Er ist doch ein guter Mann, nicht wahr, Mama? Vorhin, als er so brummig war, hätte man ihm gar nicht zugetraut, daß er auch so nett sein könnte!"

Theodor lachte und verließ das Zimmer.

„Wollen wir denn zu Uhl, Mamachen? Von dort aus könnte ich auch gleich bei Gerson vorsprechen."

„Thue das, Kind, wenn es Dir Freude macht. Ich weiß noch nicht, ob ich Dich begleiten werde. Ich habe Kopfschmerzen."

„Du? Mein Gott, Du bist doch nie krank, Mama — und — aber Du hast ja Deinen Hut noch auf — und den Mantel hast Du auch nicht abgelegt! Du bist ja noch ganz, wie ich Dich vor einer Stunde verließ! Arme Mama, Du warst gewiß so müde, daß Du da in dem Sessel eingeschlafen bist, und da hat Theodor Dich gestört. Du hast ihm gewiß all das viele Geld gegeben, was er haben wollte, und darum

ist er jetzt so vergnügt. Siehst Du, er setzt eben immer alles durch, was er will, ich sagte es Dir ja gleich. Aber komm, jetzt helfe ich Dir bei dem Ausziehen, nun mußt Du Dich wirklich erst ein paar Stunden ordentlich hinlegen und ausruhen. Jetzt soll Theodor Dich nicht mehr stören."

Frau Welasky ließ Meta gewähren. Die gewaltsame Anspannung ihrer Nerven hatte nachgelassen, sie war wirklich erschöpft.

Doch nicht lange dauerte ihre Ruhe. Plötzlich zusammenschreckend erwachte sie nach kurzem Halbschlummer. Sie blickte um sich. Ihr war, als habe sie die höhnische Stimme ihres Schwiegersohnes gehört. „Du sollst mich nicht beeinflussen und beherrschen, wie Du Deinen Mann und Deine Söhne beeinflußt und beherrscht hast."

Nein, es war eine Wahnvorstellung, er war nicht da, um seine Worte zu wiederholen. Aber in ihr klangen sie nach, unaufhörlich.

„Ja, ja," murmelte sie, „ich habe Einfluß gesucht und gewonnen, aber nicht ein Vorwurf ist das für mich, sondern eine Befriedigung. Der höher Stehende soll den niedriger Stehenden beeinflussen, und ich stand höher als mein Mann, höher in der Erkenntniß, höher durch klares Zielbewußtsein. Und höher in der Erfahrung und Erkenntniß stand ich auch, als meine Söhne,

darum war es meine Pflicht, sie zu leiten. Und nun — nun? Ist er mir etwa überlegen, dieser Mensch mit seiner gemeinen Gesinnung, seiner Geldgier, seiner Genußsucht? Und ich soll mich ihm beugen? Ich soll täglich sehen, wie er Meta zu einer unwürdigen Stellung herabdrückt, wie er ihr Demüthigungen zufügt, die sie nicht einmal mehr als solche empfindet? Ja, ich soll ähnliche Demüthigungen wohl selbst hinnehmen, und meine bessere Einsicht soll seiner Willkür unterworfen sein? Unmöglich — unmöglich! Und doch, was soll ich thun? Wo finde ich Hilfe gegen ihn?"

Wieder versank sie in dumpfes Hinbrüten. Die ihr neue Empfindung der Ohnmacht einem fremden Willen gegenüber lag lähmend auf ihr. Nur ein sicheres, heißes Gefühl loderte aus dem Chaos, das ihre Seele erfüllte, empor: der Haß gegen Theodor Welasky.

Eine große Motte zog in dem Halbdunkel, welches das Zimmer erfüllte, ihre Kreise über dem Bett. Unwillkürlich folgten ihr die Blicke der Liegenden. Das flatternde Thier störte sie, und fast mechanisch hob sie die Hand und schlug danach. Da lag die Motte auf der Decke, ein Druck mit dem Taschentuch, und das Flatterleben war ausgelöscht. Frau Welaskys Augen öffneten sich weit.

„Ja", murmelte sie, „schädliche Thiere, wir vernichten sie, ohne mit der Wimper zu zucken. Und

doch ist der Schaden, den sie anrichten, gering, und auch diese Geschöpfe freuen sich ihres Lebens. Aber ein Menschenleben auszulöschen, davor beben wir zurück, auch wenn dasselbe unheilvoll für viele Andere ist. Die Natur predigt ein Anderes! Da vernichtet überall der Stärkere den Schwachen, da behauptet immer der zum Leben Befähigtere und darum auch Berechtigtere das Feld — gleichviel ob minderwerthige Existenzen dabei zu Grunde gehen, Kampf, Kampf ist überall in der Natur, und wer den Kampf scheut, der wird zu Boden getreten."

Sie richtete sich plötzlich auf, ihre Hände krampften sich zusammen.

„Wenn es geschieht — dann —" sie stockte. Nein, nein, das war ja unmöglich, undenkbar! aber unmöglich und undenkbar auch sollte es sein, daß die Ehre der Familie, ihrer Familie, durch die niedrige Bosheit eines Unwürdigen besudelt werde. Wenn das geschah, dann —" da war es wieder, dieses furchtbare „dann". Sie wollte es nicht ausdenken, nicht beim Namen nennen. Aber es war doch da, es brannte in ihrer Brust.

„Wenn er es wagt, mein Werk zu zerstören und die Ehre der Welaskys in den Staub zu treten — wehe ihm — dann!"

XXXII.

Graf Frankenstedt war bei einem seiner Ritte gestürzt und lag, an Schulter und Bein schwer verletzt, bewegungslos an sein Schmerzenslager gebannt, an das Kamilla bei der Kunde von dem Unfall geeilt war. Die ersten Tage nahm die Sorge um den ungeduldigen Kranken sie ganz in Anspruch, und fast empfand sie die Anstrengung, die für sie mit der Pflege verknüpft war, als eine Wohlthat, denn dieselbe verhinderte sie, an sich selbst zu denken und über ihr Schicksal zu grübeln. Da galt es, Schmerzen zu lindern, Launen nachzukommen, Zerstreuungen zu ersinnen — kurz, jede Viertelstunde brachte eine andere Anforderung, und wenn der Kranke ein paar Stunden Ruhe fand, dann machte sich auch bei Kamilla eine so bleierne Müdigkeit geltend, daß sie mühelos einschlief, um erwachend sofort wieder ihr Pflegeramt zu übernehmen.

Arthur kam täglich von Dambowa herüber, um

nach dem Kranken zu fragen. Zuerst blieb er nur wenige Minuten an seinem Lager; der Graf war durch seine Schmerzen theilnahmlos und Kamilla empfand Arthurs Besuche wie etwas Peinliches, Drückendes. Schärfer als auf der Reise oder als in Dambowa hatte sie hier das Gefühl, als sei Arthurs Gegenwart ein Vorwurf für sie. Und doch wußte sie diesen Vorwurf nicht in Worte zu fassen, und das gab ihr etwas Unsicheres, Haltloses, ein Gefühl von Unzufriedenheit mit sich selbst, unter dem sie schwer litt. Doch allmälig wich diese Spannung von ihr, und in demselben Maße verlängerten sich Arthurs Besuche. Er brachte Bücher mit, aus denen er dem Kranken vorlas, oder er erzählte ihm dies und das, Tagesneuigkeiten oder Episoden aus früheren Reisen; er entwickelte ein besonderes Talent, immer irgend etwas herauszufinden, was das Interesse des Grafen erregte und fesselte.

Auch Kamilla war dabei zunächst unfreiwillige, dann aber immer eifrigere Zuhörerin, und wenn Arthur sich auch nur immer an den Grafen wandte, war es ihr doch manchmal, als spräche er eigentlich zu ihr.

War er fort, dann begann der Graf das zu wiederholen, was er gesagt hatte, und eine gewisse Kritik daran zu knüpfen, die immer zu Arthurs Gunsten ausfiel.

„Er hat ganz recht, nicht wahr, Kamilla! Ich

theile seine Auffassung vollkommen. Merkwürdig ernst ist er doch für einen so jungen Mann; ich war in meiner Jugend anders, aber ich liebe diesen Ernst an ihm. Und er ist so voller Aufmerksamkeiten gegen mich; Du hast wirklich das große Loos mit ihm gezogen, Kamilla."

Kamilla saß während solcher Loblieder mit gesenktem Kopf neben ihrem Vater und streichelte seine Hand, ohne ein Wort der Zustimmung hinzuzufügen, was der Graf aber nicht bemerkte. Er hatte seine Freude daran, lauter gute und hervorragende Eigenschaften an seinem Schwiegersohne herauszufinden, und selbst Kamillas Widerspruch würde ihn darin nicht gestört haben. Dieser Widerspruch erfolgte auch nicht — nicht einmal in Kamillas Herzen. Und doch lebte in diesem Herzen eine trotzige Stimme, die wiederholte: „Dennoch lieben wir uns nicht, dennoch werden wir uns niemals lieben!" Freilich diese Stimme verhinderte nicht, daß Kamilla nach der Uhr sah, wenn die Stunde herannahte, in der Arthur zu kommen pflegte, sie verhinderte nicht, daß ihr Blick immer wieder und wieder nach der Landstraße hinausflog, deren einen Bogen man vom Fenster des Krankenzimmers aus übersehen konnte, bis dort ein Reiter zwischen den Pappeln auftauchte.

„Arthur kommt, Papachen," sagte sie dann leise,

und es freute sie, daß die Züge ihres Vaters sich dabei förmlich aufhellten.

„Der gute Arthur, er vergißt uns nicht!“ sagte der Graf, und das „uns“ gab Kamilla einen Stich ins Herz, in dasselbe Herz, in dem die trotzige Stimme rief: „Wir lieben uns nicht.“

Einige Wochen waren so vergangen, da rief eine Geschäftsangelegenheit Arthur nach Berlin.

„In fünf Tagen bin ich wieder hier und frage nach Deinem Befinden,“ sagte er, Abschied nehmend, zu dem alten Grafen, dann wandte er sich an Kamilla: „Lebe wohl, Kamilla!“

Er reichte ihr die Hand; im nächsten Augenblick hatte er das Zimmer verlassen.

„Willst Du ihn nicht hinausbegleiten — wegen der langen Trennung?“ fragte der alte Graf lächelnd.

„Wir müssen die Umschläge erneuern, Papa“, erwiederte sie, „wir haben ohnehin schon die Zeit versäumt.“

„Du Gute! Ihr verwöhnt mich Beide, er und Du,“ erklärte der Graf, „nie und nimmer hat es einen besser gepflegten Papa gegeben als mich!“

Kamilla machte sich mit den Umschlägen zu schaffen, aber sie hörte doch den Hufschlag von Arthurs Pferde vom Perron des Schlosses her, und trotz der hereinbrechenden Dunkelheit flog ihr Blick verstohlen

durch das Fenster der Landstraße zu, auf der sie nun doch nichts mehr erkennen konnte.

„Lebe wohl, Kamilla!“ klang es vor ihren Ohren den ganzen Abend, und noch in ihre Träume tönte die tiefe Stimme hinein, und sie sah die ernsten Augen auf sich gerichtet, als gälte es einen Abschied für lange Zeit.

Und waren sie denn nicht lang, diese fünf Tage, die nun folgten?

„Jetzt ist Arthurs Stunde, wie schade, daß er nicht kommt,“ sagte der Graf am Nachmittag; und der Tag ging langsam und schläfrig zur Rüste in der Einförmigkeit des Krankenzimmers.

„Hast Du keinen Brief von Arthur?“ An jedem Morgen wiederholte ihr Vater die Frage, und immer schüttelte Kamilla den Kopf.

„Nein, er kommt ja bald zurück.“

„Aber er könnte doch immerhin schreiben.“

Kamilla ging still an ihre Arbeit; sie wußte, daß er nicht schreiben würde. Endlich waren die fünf Tage vergangen.

„Morgen kommt er, ich freue mich sehr auf ihn,“ sagte der Graf zu Kamilla beim Gute-Nacht-Kuß.

„Und Du, kleine Frau, was meinst Du dazu?“

Leicht wie ein Blumenblatt berührten ihre Lippen seine Stirn, dann schlüpfte sie aus dem Zimmer,

während er ihr lächelnd nachblickte, im vollen Besitz der Frankenstedtschen Gabe, alle Dinge im rosigen Licht zu sehen.

Am Morgen aber kam das, was Kamilla nicht erwartet hatte, ein Brief von Arthur. Er bat in kurzen Worten, sein Ausbleiben auch heute noch zu entschuldigen, da er zwar zurückgekehrt, aber durch Geschäfte verhindert sei, nach Rula zu kommen. So lang wie dieser war Kamilla noch nie ein Tag erschienen. Doch am Ende verging auch er, und der nächste kam und mit ihm Arthur.

„Na endlich,“ rief ihm der Graf entgegen. „Da bist Du, nun komm her, und nun erzähle!“

Kamilla reichte ihm nur stumm die Hand hin, aber sie sah sofort, daß Arthur blasser als sonst und überhaupt verändert war. Sie dachte an ihren Hochzeitstag, an den Gang durch den Wald und ihre stumme Weiterfahrt. Ebenso wie damals blickten heute Arthurs Augen — ebenso wie damals zuckte heute sein Mund, während er scheinbar gleichmüthig mit ihrem Vater sprach. Eine plötzliche Furcht erfaßte sie. Was war geschehen? Mehr als einmal ruhten ihre Augen ängstlich auf ihm, und, wie durch einen seltsamen Magnetismus angezogen, sah er sie dann jedes Mal an, nur ganz kurz, aber sein Blick schnitt ihr ins Herz. Als er sich verabschiedete, zögerte er einen Augenblick. Dann

sagte er leise, hastig, wie einem gewaltsamen Entschlusse folgend:

„Ich möchte Dich sprechen, Kamilla.“ Ein Schauer durchrieselte sie, Schrecken und Freude zugleich.

„Ich komme,“ antwortete sie hastig. Sie folgte ihm hinaus in den Korridor, während der alte Graf ihnen lächelnd und nickend zuwinkte.

Arthur schritt hinüber nach jenem Salon, in welchem er damals die erste Unterredung mit Kamilla gehabt hatte. Er öffnete die Thür und ließ sie vor sich eintreten. Keine Lampe brannte hier, nur das Mondlicht erhellte den Raum.

„Soll ich Licht anzünden?“ fragte Kamilla mit beklommener Stimme.

„Nein, laß, höre mich an.“

Sie setzte sich auf einen Sessel am Fenster, auf den er hingewiesen hatte. Das volle Mondlicht fiel auf ihr Gesicht, sie faltete unwillkürlich die Hände und blickte mit banger Scheu zu ihm auf. Er schwieg einen Augenblick. Da sagte sie leise:

„Sprich, ich fühle, es ist etwas Besonderes, das Du mir zu sagen hast, etwas — Schweres.“

Er seufzte leise auf.

„Ja,“ sagte er, „es wird mir schwer, ich kann es nicht leugnen — dennoch — es muß gesagt sein!“

Wieder schwieg er. Dann begann er mit leiser, fast versagender Stimme:

„Ich biete Dir Deine Freiheit, Kamilla, ich werde alle Schuld auf mich nehmen, werde Dir Alles erleichtern, so viel als möglich — willst Du frei sein?"

Sie war aufgesprungen, ihre Brust wogte stürmisch, ihre Lippen zuckten.

„Warum?" stieß sie hervor, „warum?"

Ein aufleuchtender Blick traf sie.

„Du fragst, Du nimmst Deine Freiheit nicht jubelnd hin, Kamilla? So wäre es denn wahr, was ich zu bemerken glaubte und doch nicht zu hoffen wagte? Kamilla, Du, Du würdest mich nicht gern — nicht freudigen Herzens aufgeben?"

In grenzenloser Verwirrung drückte sie die Hände vor ihre Augen.

„Sprich, sprich, sage Alles, ich weiß es ja. Du kannst mir nicht verzeihen, Du kannst es nicht," murmelte sie.

„Kamilla!"

Er war dicht an sie herangetreten, er zog ihre Hände von ihrem Gesicht herab und drückte sie so heftig, daß Kamilla zusammenzuckte.

„Kamilla, o mein Gott, wie selig und wie elend machst Du mich in diesem Augenblick! Ja, ich fühle es, der Bann zwischen uns, jetzt würde er weichen —

jetzt — o Gott, es darf ja nicht sein!" Er ließ ihre Hände plötzlich los und trat tiefer in den Schatten des Zimmers zurück.

„Laß es mich schnell aussprechen, was Du doch wissen mußt, Kamilla. Eine Schuld lastet auf meinem Leben. Ich habe vor Jahren einen Mann, der ein Betrüger war, der verdienten Strafe entzogen, weil — weil er zugleich der Vater eines Mädchens war, das ich liebte. Das Gesetz ahndet es, wenn einer seiner Vertreter sich eine solche Handlungsweise zu Schulden kommen läßt. Niemand außer meinem eigenen Schwager wußte aber um meinen Fehler — so blieb ich straflos. Ich habe geglaubt, auf die Verschwiegenheit meines Schwagers rechnen zu können — ich habe mich getäuscht. Meine Mutter weiß darum; er gebraucht sein Geheimniß in unerhörter Weise, um sie zu quälen, indem er stets droht, mich anzuzeigen. Ich war Zeuge seines Benehmens gegen sie, jetzt in Berlin — sie duldet es schweigend —, ich aber weiß, was ich nun zu thun habe. Nicht mein Schwager soll Herr über mein Schicksal sein — ich selbst will meine alte Schuld eingestehen und will so meine Mutter und uns Alle von dem Druck befreien, der auf uns lastet. Man wird mich meines Landraths=Amtes entsetzen — ich werde vielleicht eine Strafe zu erdulden haben — und doch, ich fühle, ich werde den Kopf höher tragen dürfen,

wenn ich diese Jugendschuld abbüßte, als jetzt mit dem Bewußtsein, daß ich sie verheimlichte, und daß meine Mutter darunter leidet. Du solltest das Alles vorher wissen — Dein Stolz würde diese Demüthigung nicht ertragen. Darum sollst Du frei sein, Dich vorher zurückziehen. Meine Anzeige soll erst erfolgen, nachdem Du die Scheidungsklage eingereicht" — —

Lautlos hatte Kamilla zugehört. Ihr Gesicht war im Strahl des Mondes geisterhaft blaß erschienen. Jetzt stieg eine Blutwelle in ihren Wangen auf.

„Und jenes Mädchen, jenes Mädchen, das Du liebtest, sie erwartet Dich jetzt, Du willst zu ihr" —

Ein wehmüthiges Lächeln umspielte seinen Mund.

„Kamilla, weißt Du denn immer noch nicht, daß mein Leben nur eine heiße und tiefe Liebe umschließt, eine Liebe, vor der alles Frühere wie wesenlose Schatten verblich und versank — weißt Du denn noch nicht, daß diese eine gewaltsam zurückgedrängte und doch nicht zu ertödtende Liebe Dir gehört, Dir allein?"

Ein Zittern durchschauerte Kamilla. „Mir!" wiederholte sie, „mir — und Du giebst mich auf?!"

„Nein, ich gebe Dich nicht auf, niemals! Aber Du weißt nun, was mir bevorsteht, Du weißt nun, was ich thun muß und das Gefühl, daß ich es muß, ist so stark in mir, daß ich es nicht zum Schweigen bringen könnte, — selbst nicht um Deiner Liebe willen.

Darum sollst Du frei sein — frei, ehe der Schatten auf mich fällt, den ich selbst heraufbeschwören muß. Wenigstens den ersten Schritt zu Deiner Freiheit mußt Du vorher gethan haben."

Sie blickte ihn an, und helle Thränen schimmerten in ihren Augen.

„Arthur!"

Er hielt in seiner Rede inne, er beugte sich vor mit weit geöffneten Augen, als könne er nicht glauben, was er doch deutlich sah, trotz des blassen Mondlichts: sie streckte ihm die Hände entgegen, sie neigte sich ihm zu, und ihre Lippen wiederholten, was ihre Augen sagten:

„Arthur, laß mich bei Dir bleiben, was auch komme! Ich bin Dein!"

XXXIII.

„Siehst Du, Mama, Du wirst auch nicht mit Theodor fertig," sagte Frau Meta eines Tages zu ihrer Mutter. „Seit sechs Wochen bist Du nun bei uns, und in unserer Geselligkeit hat sich doch nichts verändert seitdem."

„Kind, ich bin angegriffen — —"

„O, ich will Dir auch keinen Vorwurf daraus machen, daß Du Dich mehr für Theodors Geschäfte als für unsere geselligen Beziehungen interessirst, denn, siehst Du, mir ist es eigentlich ganz recht! Ich sagte Dir ja schon in Dambowa, daß ich ganz zufrieden wäre, aber Deine Ideen hatten mich wirklich aufgeregt — und nun beruhigt es mich nur, daß auch Du sie aufgegeben hast. Theodor hat so eine Art, gegen die man nicht aufkommen kann, nicht wahr?"

Um Frau Welaskys Lippen zuckte es; doch Metas

Gedanken waren schon wieder mit einem anderen Gegenstande beschäftigt.

„Sage mir, Mamachen, warum war Arthur nur so still bei seinem Besuch hier? Ist er wirklich unglücklich mit seiner Gräfin?"

„Das hoffe ich nicht — nein, nein, bestimmt, er ist glücklich — er muß es sein — und — er muß es bleiben!"

Meta sah ihre Mutter fragend an. Sie erschien ihr manchmal so eigenthümlich zerstreut.

„Weißt Du, Mamachen, ich glaube, das Morphium, welches Du jetzt immer gebrauchst, um einzuschlafen, bekommt Dir nicht gut. Du solltest es einmal mit Chloralhydrat versuchen; ich habe gehört, das wäre besser."

„Ach Kind, das ist Alles gleich, und ich gebrauche das Mittel auch nur im äußersten Nothfall — wenn ich mehrere schlaflose Nächte hinter einander hatte."

„Hoffentlich akklimatisirst Du Dich noch bei uns, liebe Mama. Es thäte mir zu leid, wenn Deine Nerven wirklich Berlin nicht vertrügen, wie Theodor sagt. Mit der Zeit würdest Du gewiß auch Menschen finden, die Deinem Geschmack entsprächen, unser Kreis ist doch recht groß."

Frau Welasky hatte nur ein trübes Lächeln zur Antwort. Wie weit hinter ihr lagen die kleinen In=

teressen, die sie einst in diesem Hause hatte erwecken und lenken wollen.

Als Vorläufer der Saison sollte ein großer Bazar Alles, was sich zur besseren Gesellschaft rechnete, vereinigen. Auch Die, welche nur den Schein erwecken wollten, als gehörten sie dazu, drängten sich heran. Der „Wohlthätigkeit“ waren keine Schranken gesetzt, und die Damen von Berlin W. wollten natürlich dabei nicht fehlen. Eine der königlichen Prinzessinnen hatte das Protektorat übernommen, und das Komitee war aus einzelnen Damen der Hofgesellschaft und Frauen aller Stände, welche über Geldmittel verfügten, zusammengesetzt.

„Deine Frau muß in das Komitee gewählt werden!“ hatte Frau Welasky zuerst mit einem Anfluge ihrer früheren Sicherheit erklärt, als der Bankier bei Tisch von der Sache gesprochen hatte. Ein Achselzucken war Theodors einzige Antwort gewesen, und nur beiläufig hatte er später bemerkt:

„Ich zahle einen anständigen Beitrag, und am bestimmten Tage werden wir uns einmal auf diesem wohlthätigen Trödelmarkt sehen lassen. Im Uebrigen wirst Du nichts damit zu thun haben, Meta.“

Und diesem Programm entsprechend stand der Landauer am Tage des Bazars mit in der Equipagen-

reihe, welche vor dem Hause hielt, in dem der Bazar statthatte.

Eine bunte Menschenmenge wogte durch die Säle, durch welche der Bankier sich mit seinen beiden Damen so gut vorwärts zu bewegen suchte, als es eben gehen wollte. Viele Offiziere waren unter den Besuchern der Ausstellung, und es fiel Frau Welasky auf, daß ihr Schwiegersohn die meisten von ihnen grüßte, daß sein Gruß aber sehr kühl, ja einmal gar nicht erwiedert wurde.

„Ach so, ich habe mich geirrt," bemerkte Theodor leichthin, „diese Menschen sehen sich ja alle ähnlich, die Uniform hat etwas so Nivellirendes!"

„Verkehren diese Herren bei Dir?" fragte Frau Welasky.

„Nein, ich kenne sie von dritten Orten her, wir haben Verkehr genug und brauchen uns diese glänzenden Habenichtse nicht noch einzuladen."

„Nicht wahr, Mama, Du findest es auch Unrecht, daß Theodor so gegen die Offiziere ist? Sie sind doch so liebenswürdige Gesellschafter!"

„Ich bin gar nicht gegen sie, ich habe nur keine Zeit, sie bei mir zu sehen, und daran wirst weder Du, Meta, noch die Schwiegermama etwas ändern."

„Da ist die Kommerzienräthin Großberger!" rief Meta dazwischen, „der müssen wir etwas abkaufen!"

Im selben Augenblick tauchte kurz vor den Welaskys die schlanke Gestalt und das etwas blasse Gesicht des Fräuleins von Elzen auf. Frau Welasky, welche sich schon längst vergeblich nach Bekannten umgesehen hatte, erkannte sofort ihre jugendliche Reisegefährtin von der Nachtfahrt von Berlin her.

„Ich will eine Bekannte begrüßen," sagte sie zu Meta, „wo finde ich Euch wieder?"

„Wir werden uns hier längere Zeit aufhalten."

„So komme ich hierher zurück und bringe vielleicht Fräulein von Elzen mit."

Schon wogte die Menge zwischen ihr und Meta. Einen Moment hatte sie auch Fräulein von Elzen aus den Augen verloren. Doch nein, da war sie wieder. Sie stand im Gespräch mit ein paar Offizieren wenige Schritte vor ihr. Jetzt trafen sich ihre Blicke, und Frau Welasky grüßte. Die junge Dame sah sie mit einem sonderbaren Ausdruck von Bestürzung an, während eine flüchtige Röthe über ihr blasses Gesicht flog und sie den Gruß unsicher, fast zögernd erwiederte.

„Ich freue mich, Sie hier zu sehen," sagte Frau Welasky, „ich schließe daraus, daß es Ihrem Herrn Bruder besser geht."

Die Offiziere traten bei der Annäherung der Dame höflich zurück, doch Fräulein von Elzen sah ihnen fast

hilfesuchend nach und erwiederte in sichtbarer Verlegenheit:

„Ach ja, danke, es geht besser.“

„Und wie befindet sich Ihre Frau Mama?“

„Ich danke, Frau Welasky, Mama ist bei meinem Bruder — verzeihen Sie, ich bin mit Bekannten hier, nach denen ich mich umsehen muß!“

Mit einem schnellen Gruß, als könne sie nicht eilig genug von ihr loskommen, entfernte sich das Fräulein, um sich einer Gruppe von Damen und Herren, welche in einiger Entfernung plaudernd stand, zu nähern. Auch die Offiziere von vorhin hatten sich dorthin begeben, man sprach von allen Seiten auf die junge Dame ein, die etwas erwiederte, was Frau Welasky nicht verstand. Es schien ihr aber, als richteten sich plötzlich Aller Augen auf sie; nur das Fräulein vermied es, sie anzusehen. Was bedeutete das Alles? Das junge Mädchen war damals so offen und zutraulich gewesen bei jener gemeinsamen Nachtfahrt. „Sie sah nicht aus, als sei sie nur freundlich gegen die Menschen, deren Hilfe sie brauchte,“ sagte sich Frau Welasky, „und erkannt hat sie mich doch, denn sie nannte meinen Namen, was hatte sie denn heute, und warum wandten die Andern alle sich nach mir um?“

Auch die seltsame Art, in welcher die Offiziere

Theodors Gruß erwiedert hatten, fiel ihr wieder ein. Sie fühlte sich nicht in der Stimmung, sofort zu den Ihrigen zurückzukehren, und ließ sich auf einem der rothen Sammetsitze nieder, welche in der Nähe der Büffets zum Ausruhen einluden. Und inmitten der vielköpfigen Menge kam das Gefühl grenzenloser Einsamkeit über sie. Wer kannte sie hier, sie, die doch danach dürstete, gekannt und geehrt zu sein? Was wollte sie hier! Eine mächtige Sehnsucht erfaßte sie, zurückzukehren nach Dambowa, zu ihrer Schöpfung, zu ihrem Eigenthum. — Eigenthum? Nein, es gehörte ihr ja nicht mehr, sie hatte es fortgegeben, und für ihn, dem sie dort eine feste und glänzende Stellung gegründet zu haben glaubte, für ihn wollte sie ja auch hier bleiben, hier wirken. Aber was hatte sie ausgerichtet bisher. Sie wußte nur, daß Theodor ihm schaden konnte und nöthigenfalls auch schaden wollte, aber ein Mittel, ihn daran zu verhindern, hatte sie bisher nicht gefunden. Plötzlich hörte sie in ihrer Nähe folgendes Gespräch:

„Der Kerl, der Welasky ist hier.“

„Die Frechheit ist zu groß.“

„Ich bringe ihn noch vor den Staatsanwalt, so schlau er auch ist, die Geschichte mit dem armen Elzen hat sein Maß übervoll gemacht!“

„Ja, wenn er nur zu fassen wäre!“

Wie von einem plötzlichen Schlage gelähmt saß Frau Welasky da und blickte den beiden Offizieren nach, die, dicht vor ihr stehend und ein paar Schalen Eis verzehrend, diese Worte gewechselt hatten. Wie ein heißer Strom schoß das Blut ihr zum Herzen, sie preßte ihre Hände gegen einander, wie um sich zu vergewissern, daß sie wirklich hier sitze, wirklich diese Worte gehört habe, daß nicht Alles ein böser Traum sei. Dann, als der erste Sturm sich in ihr gelegt hatte, lauschte sie angestrengt, um noch mehr zu hören. Aber die beiden Herren sprachen jetzt so leise, daß sie nichts mehr verstehen konnte. Plötzlich schoß der Gedanke ihr durch den Kopf:

„Jetzt halte ich ihn! Geheimniß gegen Geheimniß, Schuld gegen Schuld! Aber ich muß Alles wissen, Alles!"

Die Officiere entfernten sich langsam. Doch, was sie wußten, würden auch Andere wissen. Ja, ja, das war die Lösung des Räthsels! Theodor hatte etwas verschuldet, worauf sich die seltsame Art, seine Grüße zu erwiedern, bezog und was wahrscheinlich auch Fräulein von Elzens eigenthümliches Benehmen veranlaßt hatte. Sie wußte also darum — was fragte Frau Welasky in diesem Augenblick danach, daß das junge Mädchen unhöflich gegen sie gewesen war und daß man sie für zudringlich halten würde, wenn sie nach

dieser Begegnung die Elzens aufsuchte? Sie wußte ihre Adresse, dieselbe stand aufgeschrieben in ihrem Notizbuch, das war genug. Und wenn man sie unter ihrem Namen nicht vorließ — sie konnte ja einen anderen Namen nennen. Sie konnte und wollte Alles — nur nicht das Eine: die Waffe, die der Zufall ihr in die Hand gedrückt, unbenutzt lassen — nein, das konnte und wollte sie nicht.

Mit Aufbietung aller Selbstbeherrschung blieb sie scheinbar ruhig, als sie ihrer Tochter und Theodor wieder begegnete. Mechanisch antwortete sie auf die an sie gerichteten Fragen, mechanisch bewegte sie sich vorwärts. Die Gegenwart ließ sich eben nicht vermeiden, doch diese Gegenwart war ja der Vorläufer der Zukunft, und sie ertrug sie daher.

Gegen Abend fuhr Frau Welasky zu Elzens.

Ohne ihren Namen zu nennen, ließ sie Frau oder Fräulein von Elzen um eine Unterredung bitten. Der Diener, der bei dem vornehmen und eleganten Aeußeren des namenlosen Besuches eine Bettelei wohl für ausgeschlossen hielt, führte sie in einen kleinen Salon, in welchen nach wenigen Minuten die beiden Damen eintraten, während der Diener, eine Lampe tragend ihnen folgte. Der helle Schein derselben fiel auf Frau Welaskys Gesicht. Fräulein von Elzen machte eine lebhafte Bewegung, die einem stummen Proteste glich,

doch Frau Welasky trat schnell auf sie zu und verhinderte sie zu sprechen, indem sie selbst das Wort ergriff.

„Verzeihen Sie mir, daß ich meinen Namen nicht nannte — ich mußte Sie sprechen, es hängt für mich zu viel davon ab.“

Die alte Dame blickte sie erstaunt an. Sie erkannte ihre einstige Reisegefährtin offenbar nicht. Fräulein von Elzen wandte sich einen Augenblick nach dem Diener um, wie unschlüssig, ob sie ihn zurückrufen sollte. Doch sie rief ihn nicht, sie legte nur die Hand auf den Arm ihrer Mutter und sagte mit unsicherer Stimme:

„Das ist Frau Welasky, Mama — mit der wir zusammen herfuhren.“

Die alte Dame schüttelte den Kopf. „Mein Gott, mein Gott!“

„Frau Welasky — Welasky?“ Sie wiederholte den Namen in einem erschreckten, unwilligen Tone.

„Ja, Frau Welasky, und weil ich eben diesen Namen führe, bitte ich Sie um eine Auskunft. Ich weiß, Sie können sie mir geben, und ich bitte Sie inständig darum! Ich habe Sie damals auf jener Fahrt als gut und freundlich kennen gelernt, Fräulein von Elzen, ich appellire jetzt an Ihre Güte.“

„Mein Gott, aber wir können wirklich gar nichts

thun, der Herr Oberstlieutenant v. Z. hat die ganze Sache in die Hand genommen."

„Nein, wir können wirklich gar nichts thun," wiederholte nun auch die alte Dame, „wir können Sie wohl bedauern, aber wenn Sie eine Frau von Herz sind und die Verhältnisse kennen, dann müssen Sie selbst begreifen, daß einem solchen Treiben ein Ende gesetzt werden muß."

„Ja, Mama hat Recht, Frau Welasky, wir bedauern Sie, und das um so mehr, als Sie damals gütig und theilnehmend waren. Was aber Ihren Herrn Sohn anbetrifft" —

„Wenn Sie den Bankier Welasky meinen, so ist er nicht mein Sohn, wohl aber der Mann meiner armen Tochter. Und nun beschwöre ich Sie, sagen Sie mir, was liegt gegen ihn vor? Verheimlichen Sie mir nichts, sagen Sie mir Alles, Alles! Ich bin ja weit entfernt, für ihn bitten zu wollen — nur Gewißheit möchte ich haben. Ich bin völlig ahnungslos, was es ist, das man ihm zur Last legt. Aber ich weiß jetzt, daß er eine Schuld haben muß, und — o, Sie wissen nicht, wie dankbar ich Ihnen sein würde, wenn Sie dieses furchtbare Dunkel lüfteten, Sie können es, ich weiß es."

Mutter und Tochter blickten sich fragend an. Dann sagte die erstere:

„Setzen Sie sich, Frau Welasky" — bisher hatten sie einander gegenüber gestanden — „setzen Sie sich, Sie scheinen angegriffen und sehr erregt. Und das ist ja auch natürlich, wenn Sie nichts wußten. Es ist eine traurige Sache für Sie und für uns. — Sie leben hier bei Ihrem Schwiegersohne?"

„Ich bin erst seit Kurzem hier, ich lebte bis dahin auf meinem Gute und glaubte, als ich herkam, meinen Schwiegersohn in geachteter Lebensstellung zu finden. Heute bei dem Bazar — o, gnädige Frau, lassen Sie mich schweigen von dem, was ich hörte und litt, — und nun bitte ich nochmals inständigst, sagen Sie mir, was vorliegt, von welcher Sache, die der Oberstlieutenant v. Z. in die Hand genommen habe, Sie vorhin sprachen!"

Frau von Elzen hatte sich in die Ecke des Divans gesetzt, wo ihre Tochter sie mit Kissen und Rollen unterstützte, bis sie eine bequeme Stellung einnahm.

„Erzähle Du Alles, ich meine, wir dürfen darüber sprechen, zu ändern ist ja nichts mehr," sagte Frau von Elzen zu der jungen Dame, und diese wandte sich an Frau Welasky und sagte mit sanfter Stimme:

„Verzeihen Sie mir, ich war unhöflich heute früh, ich weiß es, aber ich sah Sie an der Seite des Mannes, den man mir als Urheber all unseres Leides bezeichnete —"

„Nein, Minni,“ unterbrach die alte Dame, „nicht als Urheber, denn Georg war doch leichtsinnig, nur — nur — —“

Sie suchte nach dem bezeichnenden Wort, doch Frau Welasky ließ sie nicht ausreden:

„So hatte mein Schwiegersohn also Beziehungen zu Ihrem Herrn Sohn, zu demselben, um dessen willen Sie damals die Reise unternahmen? Und diese Beziehungen waren geschäftlicher Art, wie ich vermuthe?“

„Ja, und Mama hat Recht, mein Bruder ist gewiß nicht von aller Schuld freizusprechen. Er kam aus der Provinz, war jung und lebenslustig und ließ sich zu übergroßen Ausgaben hinreißen, ohne uns mitzutheilen, daß er dieselben nur bestreiten konnte, indem er Schulden machte. Und dann in einem unglücklichen Augenblick, als er sah, zu welcher großen Summe seine Schuld angewachsen war — da glaubte er nicht mit dem Bekenntniß derselben vor uns hintreten zu können und — da geschah das Furchtbare —“

„Aber er wurde gerettet. Ihr Bruder lebt!“ rief Frau Welasky.

„Ja, er lebt!“ bestätigte Minni Elzen. Und dann entstand ein plötzliches Schweigen zwischen den drei Frauen.

Dann sagte Frau Welasky mit matter, etwas heiserer Stimme:

„Und der, welcher die Schuld Ihres Bruders zu so unerhörter Höhe steigerte, war — mein Schwiegersohn. Und es handelte sich nicht um eine einfache Aushilfe, sondern — —“ sie stockte. Dann, mit gewaltsamem Entschluß fuhr sie fort: „Ist das die Sache, die der Oberstlieutenant von Z. in die Hand genommen hat?“

„Der Fall meines Bruders war nicht der einzige seiner Art“, sagte Fräulein von Elzen leise.

„Und — um die Sache beim Namen zu nennen, man wirft dem Bankier Welasky vor, Wucher getrieben zu haben?“ fragte Frau Welasky kurz und hart.

„Man wirft ihm vor, in sehr geschickter Form mehr Gelder eingezogen als ausgeliehen zu haben — hohe Provision nennt man es, glaube ich —“

Frau Welasky hatte sich jäh erhoben.

„O, auf den Namen kommt es nicht an! Man wirft ihm mit einem Wort vor, Betrug geübt zu haben!“

Frau von Elzen seufzte. Minni blickte auf den Teppich herab, welcher den Tisch bedeckte.

„Und“, fuhr Frau Welasky fort, „da die Benachtheiligten größtentheils Offiziere waren, wie Ihr Sohn und Bruder, so hat der Oberstlieutenant v. Z., den Sie vorhin nannten, die Verfolgung des Wucherers in die Hand genommen — o, nun verstehe ich Alles,

nun bitte ich Sie nur noch, mir zu sagen, welche Resultate die Nachforschungen des Oberstlieutenant gehabt haben!"

Die beiden Frauen wechselten einen ängstlich fragenden Blick. Hatten sie vielleicht schon zu viel verrathen? Konnte der Schuldige durch eine vorzeitige Warnung sich der Verfolgung entziehen?

„Der Bankier Welasky ist Ihr Schwiegersohn," sagte Frau von Elzen, sich nun ebenfalls erhebend. „Es wäre natürlich, wenn Sie unsere Mittheilungen zu seinem Vortheil benutzten."

„Zu seinem Vortheil? Nein, o nein! Er gehört nicht mehr zu mir, er hat den Namen, den ich hoch gehalten habe mein Leben lang, in den Staub getreten, er —"

Die Stimme versagte ihr im Uebermaß der Erregung, ein plötzliches Schwächegefühl überkam sie, sie griff nach einer Stuhllehne, um sich aufrecht zu erhalten, doch das dauerte nur einen Augenblick. Noch ehe Fräulein von Elzen, die sie schwanken sah, ihr beispringen konnte, war sie schon wieder Herrin ihrer Kräfte.

„Was frage ich noch," sagte sie, „ich weiß ja genug, und ich danke Ihnen, daß Sie mir nicht die Thür wiesen — weil ich — denselben Namen trage"

— Ihre Augen nahmen plötzlich einen unheimlichen starren Ausdruck an.

„Den Namen,“ wiederholte sie, „den Namen“ — ein irres Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel. Dann blickte sie Frau von Elzen und ihre Tochter, wie sich besinnend, an, und sogleich gewann sie wieder die Herrschaft über ihre Gesichtszüge. Der starre Blick und das Lächeln verschwanden.

„Ich danke Ihnen,“ murmelte sie noch einmal, und den Kopf neigend wandte sie sich zur Thür.

Wie in dumpfem Traum stieg sie die Treppe hinab. Erst draußen in freier Luft athmete sie tief auf.

„Klarheit“, murmelte sie, „Klarheit! Was habe ich gehört? Was will ich nun thun?“

Wieder glitt das Lächeln von vorhin um ihre Lippen.

„Thun? was kann ich denn thun? Weit entfernt, eine Waffe gegen ihn zu finden, die ich gebrauchen könnte, muß ich vor dem Augenblick zittern, in dem eine andere Hand diese Waffe gebrauchen wird. Denn dieser Augenblick vernichtet die Ehre der Welaskys für immer. Ein Welasky: ein Fälscher — ein Betrüger! Unmöglich, unerträglich!“

Plötzlich zuckte sie zusammen.

„Ja, ja, es giebt noch einen Ausweg, einen einzigen!“

Sie nahm den ersten Wagen, der ihr begegnete, und kehrte zurück nach der Villa. Auf ihre Frage nach ihrem Schwiegersohn erfuhr sie, daß derselbe in seinem Zimmer sei.

Unverzüglich begab sie sich zu ihm. Er saß an seinem Schreibtisch und wandte ihr den Rücken.

„Wer ist da?“

„Ich bin es, Theodor, ich wünsche Dich zu sprechen.“

„Das wird wohl nicht so eilig sein.“

„Ja, es ist so eilig, daß es keinen Aufschub duldet!“

„Nanu, Schwiegermama, wo brennt es denn?“

„Ich bitte Dich, mich ernsthaft anzuhören. Ich komme von Frau von Elzen . . .“

„Elzen — Elzen? Was hast Du denn dort gemacht?“

„Ich wünschte Aufschlüsse darüber zu erhalten, weshalb man mir in Deiner Gesellschaft nicht mit derselben Achtung begegnet wie sonst — —“

„Oho —!“

„Ich wünschte zu wissen, weshalb Offiziere Deine Grüße nicht erwiederten.“

„Dann hättest Du die Güte haben können, mich selbst zu fragen!“

„Ich fürchte, ich hätte dann nicht die Wahrheit erfahren!“

„Willst Du mir vielleicht kurz sagen, was Du mit all diesen Redensarten bezweckst? Ich habe Besseres zu thun, als leeres Geschwätz anzuhören.“

„Nun denn, rund heraus: Du hast Offizieren in betrügerischer Absicht Geld vorgeschossen, Du hast den jungen Elzen zum Selbstmord getrieben, Du bist des Wuchers angeklagt!“

„Ha ha ha, Unsinn und kein Ende!“

Frau Welasky stutzte.

„Und wenn ich Dir nun sage, daß das Gerichtsverfahren gegen Dich eingeleitet ist, daß der Oberstlieutenant von Z. —“

„Mischt der alte Esel sich also richtig darein! Na, er wird seine helle Freude haben!“

„So giebst Du zu —“

„Gar nichts, als daß der Oberstlieutenant von Z. nette Sachen über sein Söhnchen erfahren wird, wenn er es wagt — —“

„Theodor, wozu wollen wir Komödie mit einander spielen! Ich bin von Deiner Schuld überzeugt, und nach meinem Besuch bei Elzens weiß ich, daß Du zur Rechenschaft gezogen werden wirst.“

„Sie sollen doch kommen, die Beweise werden ihnen schwer werden!“

„Höre mich an, Theodor! Du kennst mich genug, um zu wissen, daß ich Geldgeschäfte, wie Du sie gemacht hast, verabscheue. Meinem Gerechtigkeitsgefühl entspricht es, daß Du zur Rechenschaft gezogen wirst. Aber Du bist ein Welasky! Ich kann, ich kann es nicht ertragen, diesen Namen beschmutzt und beschimpft zu sehen, und nicht um Dich zu tadeln bin ich gekommen — was nützte das — aber helfen will ich Dir. Es giebt nur eine Hilfe für Dich, das ist die Flucht! Fliehe vor dem Schimpf, der Dich erwartet. Ich will Dir Alles geben, was ich irgend entbehren kann."

„So, nun ist's genug! Ich habe Dich ausreden lassen, um zu hören, worauf Du eigentlich hinaus wolltest. Jetzt laß Dir sagen, daß ich gar nicht daran denke, Deinen Vorschlag auszuführen. Erstens leugne ich jede Schuld, zweitens warte ich die Beweisführung des Oberstlieutenants ab, drittens würde im allerungünstigsten Falle die Geschichte für mich eine Geldstrafe von dreitausend Mark bedeuten."

„Aber die Schande, die Schande!"

„Lieber Himmel! im Geschäftsleben kommt eben so allerhand vor, und was die „Ehre der Familie" — er betonte das Wort „Ehre" mit besonderem Pathos — „was die Ehre der Familie betrifft, na, so viel will ich Dir nur über diesen Punkt sagen, ich werde mit meinem theuren Schwager und Vetter Arthur bei dem

Flecken auf dieser Ehre Halbpart machen; denn müßte ich mich wirklich über meine Geschäftsführung verantworten, so würde ich nicht verfehlen, auch meines Schwagers liebend zu erwähnen. Das nur zur Warnung, Schwiegermama, für den Fall, daß Du dieses Unterhaltungsthema noch anderweitig berühren solltest, und nun, denke ich, haben wir uns wohl nichts weiter zu sagen!"

„Du willst abwarten, daß man Dich anklagt, und wenn es geschieht, willst Du Arthur verrathen?"

„Gewiß!"

Ein krampfhaftes Zucken verzerrte Frau Welaskys Gesicht. Noch einmal blickte sie ihn an.

Er hatte sich wieder an den Schreibtisch gesetzt und wandte ihr den Rücken. Einen Augenblick zögerte sie noch, dann verließ sie langsamen Schrittes das Zimmer. Im Korridor begegnete sie dem Stubenmädchen, welches ein Präsentirbrett mit einem Theeservice in den Händen hielt, während Frau Metas scheltende Stimme hinter ihr her klang.

„In nichts kann man sich auf Dich verlassen," rief sie. „Du weißt doch, daß der Herr den Thee erst um halb zehn Uhr in sein Zimmer haben will, wenn er Abends arbeitet. Aber um früher Feierabend zu machen, läufst Du jetzt schon hinüber und störst ihn."

„Ach, der Herr trinkt den Thee doch erst, wenn

er kalt geworden ist, da ist es ja ganz gleich, wann ich ihn bringe!"

„Auch noch Widerspruch! Es ist wirklich gar nicht auszuhalten mit Dir!"

„Stellen Sie den Thee einstweilen in den Salon, ich werde auch noch eine Tasse trinken. Nachher bringen Sie ihn dem Herrn" — klang da plötzlich Frau Welaskys Stimme dazwischen, und ohne auf die erregten Worte ihrer Tochter weiter zu hören, ging sie in ihr Zimmer hinüber, aus welchem sie nach wenigen Minuten zurückkehrte, um den Thee im Salon zu nehmen. Sie fand Jette damit beschäftigt, denselben einzugießen.

„Trinkt meine Tochter auch Thee?" fragte sie, auf die zweite, soeben gefüllte Tasse zeigend.

„Nein," meinte Jette, „das ist für den Herrn bestimmt, ich gieße den Thee immer ein, damit er schneller kalt wird. Nehmen gnädige Frau auch Rum?"

„Nein, danke!"

„Na, dann genügt ja das eine Gläschen für den Herrn."

Jette verließ das Zimmer, und Frau Welasky blieb allein am Theetisch.

XXXIV.

Es war sehr früh am andern Morgen, als Frau Welasky die Thür ihres Zimmers öffnete und sich lauschend hinausbeugte. Nichts regte sich in der Wohnung. Tief aufseufzend schloß sie die Thür und kehrte auf ihr Lager zurück. Schlaflos hatte sie die ganze Nacht dort gelegen, und nun warf sie sich wieder auf die Kissen und lauschte — lauschte. Plötzlich schreckte sie zusammen. Eine Thür war geöffnet worden. Sie setzte sich auf. Ein langsamer, etwas schleppender Schritt kam über den Korridor. Es war wohl Jette, die zum Reinigen des Zimmers hinüber ging. Dann wurde es wieder still.

Frau Welasky sah nach der Uhr. Diese zeigte die siebente Stunde. Meta pflegte erst um 8 Uhr aufzustehen.

Wieder seufzte Frau Welasky.

„Noch eine Stunde! Nach der endlos langen Nacht, noch eine lange Stunde des Wartens!"

Endlich erklang die Klingel aus Metas Schlafzimmer, welches zugleich dasjenige Theodors war.

Eine angstvolle Spannung malte sich auf Frau Welaskys Gesicht — wieder lauschte sie — und wieder blieb Alles ruhig. Jetzt erhob sie sich, vollendete ihre Morgentoilette und schritt hinüber in das „Berliner Zimmer", in dem das Frühstück gewöhnlich eingenommen wurde.

Es war dort, wie alle Tage, für drei Personen gedeckt, und Frau Welasky zählte die Tassen, schauderte zusammen, zählte wieder und blickte dann nach der Thür, als erwarte sie, von dorther etwas Ungewohntes, Ungeheuerliches über sich hereinbrechen zu sehen. Endlich ertrug sie es nicht mehr, allein zu sein. Sie trat auf den Korridor hinaus und rief nach dem Stubenmädchen.

„Ist meine Tochter noch nicht auf?" fragte sie.

„Ach ja, die gnädige Frau kommt schon —"

Im selben Augenblick trat Meta aus dem Schlafzimmer. Ihr Gesicht zeigte die Spuren von Thränen, und Frau Welasky erblaßte bei ihrem Anblick.

„Meta — was ist geschehen?" fragte sie mit gepreßter Stimme.

Meta zog sie in das Eßzimmer hinein und schloß die Thür.

„So weißt Du es auch schon, Mama? natürlich,

die Mädchen reden ja darüber — und ich hatte ihn so gebeten, mir das nicht wieder anzuthun. Es war auch seit einem Jahr nicht mehr vorgekommen —"

„Was, um Gottes willen was, Meta?"

„Ach ich glaubte, sie hätten es Dir gesagt — Theodor ist —"

„Was, was ist mit Theodor?"

„Siehst Du, Mama, früher kam es wohl manchmal vor, daß er des Nachts fortging und erst am Morgen wiederkam —"

„Fortging? Er ist fort?"

„Ja, denke Dir, gestern wollte er noch arbeiten, und so schlief ich ein, ehe er kam — ich habe einen festen Schlaf, weißt Du, ich glaubte, ich hätte sein Kommen überhört. Da sah ich heute früh, daß sein Bett unberührt war. Er ist fortgegangen und noch nicht wiedergekehrt! Und die Jette, die ohnehin ein so böses Mundwerk hat, — o, daß er mir das vor den Leuten anthut!"

Sie brach in Thränen aus.

„Fortgegangen", murmelte Frau Welasky — „fortgegangen!" Sie strich mit der Hand über ihre Stirn, wie um ihre Gedanken zu sammeln.

„Du weißt bestimmt, daß er fortgegangen ist?" fragte sie dann wieder.

„Aber natürlich! Wie Du sonderbar fragst, Mama!"

„Ja, freilich da er nicht hier ist, muß er

wohl fortgegangen sein. Wissen die Leute nicht, um welche Zeit das geschehen sein kann?"

„Ach, ich mag die Jette nicht fragen!"

Diese kam soeben mit dem Frühstück in das Zimmer.

„Wissen Sie, wann der Herr gestern abgereist ist?" fragte Frau Welasky. Das Mädchen sah sie erstaunt an und antwortete dann mit einem halben Lächeln:

„Nee, das weiß ich nicht. Sachen hat er aber nicht mitjenommen, wenn er verreist ist — und jesagt hat er mich ooch nichts — man das eine: „Jette, morjen wird hier nicht aufgeräumt, bis ich's erlaube." Das hat er jesagt — man weiter nichts!"

„So waren Sie noch gar nicht in des Herrn Zimmer heute Morgen?"

„J wo, ich werde mir hüten. Wenn er sich's verbittet, und es fehlt ihm denn ein Papierfunzel vom Schreibtisch, so heißt's: Die Jette hat's weggeräumt."

„Aber das Theeservice haben Sie doch wenigstens fortgeholt?" fragte Frau Welasky nervös.

„Ja, das hab ich geholt — da war „er" aber nicht mehr im Zimmer."

Frau Welaskys Lippen öffneten sich, als wolle sie noch eine Frage aussprechen. Doch sie drängte diese Frage zurück und zerstückte mit leise zitternden Fingern das Milchbrod, das sie in der Hand hielt.

Das Mädchen verließ das Zimmer und Frau Meta sagte:

„Siehst Du, Mama, das macht er öfter, obgleich er weiß, daß ich es nicht leiden kann, wenn sein Zimmer nicht aufgeräumt wird. Um nicht die Mühe zu haben, seine Papiere fortzulegen, verbietet er dann das Aufräumen. Nie nimmt er die geringste Rücksicht auf meine Wünsche, ach, ich bin eine unglückliche Frau!“

Beim Frühstück ging es einsilbig her. Frau Meta, die immer noch die Rückkehr ihres Mannes erwartete, zog es absichtlich in die Länge. Endlich stand sie doch auf und sagte seufzend:

„Er ist gewiß gleich in das Büreau gefahren und kehrt nun vor der Essenszeit nicht zurück.“

Frau Welasky schwieg. Mit nervöser Spannung wartete sie den Augenblick ab, wo Meta ihren häuslichen Geschäften nachgehen und sie allein lassen würde. Sobald dies der Fall war, näherte sie sich eilig der Thür, welche in das Arbeitszimmer ihres Schwiegersohnes führte. Sie öffnete diese Thür und blickte in das Zimmer. Auf dem Schreibtisch und vor demselben am Boden lagen verschiedene Papiere. Der Schreibstuhl war zur Seite gerückt, wie wenn der Schreiber hastig aufgestanden wäre. Frau Welaskys Auge glitt über die verschiedenen Gegenstände, welche das Zimmer füllten, hin, als verlange sie eine Auskunft von diesen

leblosen Dingen. Plötzlich blieb ihr Blick an der Portière haften, welche den kleinen, an das Zimmer stoßenden Alkoven abschloß. Dieselbe war wie gewöhnlich zur Hälfte zurückgeschoben. Ein Divan mit einem Rauchtisch davor und eine bunte Hängelampe bildeten die Ausstattung dieses Raumes, der nur, wenn Gäste da waren, als Rauch- und Spielecke benutzt und beleuchtet wurde.

Frau Welasky stand einen Augenblick regungslos da, den Blick starr auf jene Portière gerichtet. Dann näherte sie sich langsam, zögernd dem Alkoven. — —

Ein scharfes Klingeln ertönte im Korridor. Schritte und Stimmen wurden laut. Die Thür des Nebenzimmers wurde hastig geöffnet.

„Mama, Mama," rief Meta, „komme doch nur, hier ist ein Gerichtsvollzieher mit einer Vorladung für Theodor, — er will mir nicht glauben, daß Theodor nicht anwesend ist — —"

Sie stand jetzt vor dem Alkoven.

„Mama!" schrie sie auf, „Mama!" — sie prallte zurück, sie schwankte — auf dem Divan des Alkovens lag ausgestreckt Theodor Welasky. Seine starre Hand hing schlaff herab, seine Augen waren gebrochen. Todtenblaß stand Frau Welasky am Eingang des Alkovens. Ihr Gesicht schien erstarrt zu sein, nur in ihren Augen glühte ein unheimliches Feuer.

Diese Augen richteten sich jetzt auf den Gerichtsvollzieher, der vor der Thür stehen geblieben war.

„Sie haben eine Vorladung für den Bankier Theodor Welasky. Er ist todt!“ sagte sie hart.

„Nein, nein,“ schrie Meta, „einen Arzt, ruft einen Arzt!“

„Er ist todt!“ wiederholte Frau Welasky. Und mit schleppendem Gang, selbst einer wandelnden Todten gleichend, schritt sie hinaus. Sie ging hinüber in ihr Zimmer und schloß die Thür hinter sich.

„Es ist geschehen!“ murmelte sie, „er wird seine Hand nicht mehr aufheben, um die Ehre seiner Familie zu besudeln!“

Sie athmete schwer.

„Es mußte sein, ich konnte nicht anders!“

Plötzlich sank sie in die Kniee und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

„Mord,“ stöhnte sie, „Mord!“

Und vor ihrer erregten Phantasie stand das Bild des Todten mit dem fahlen Gesicht, wie sie ihn soeben gesehen hatte. Und um ihn her tauchten andere Gestalten auf, das waren die Richter, und sie selbst als Angeklagte, als Verurtheilte.

Sie sprang auf. Wieder glitt das furchtbare Lächeln, welches an Irrsinn mahnte, um ihre Lippen.

„Nein, nein,“ murmelte sie, „ich weiß, was ich that — und ich weiß, was ich noch zu thun habe!“

Mit zitternder Hand öffnete sie ein Kästchen, das auf dem Tisch stand, und das eine Hausapotheke enthielt. Etwas abseits von den anderen Mitteln stand ein Fläschchen mit der Etiquette: Morphium.

„Sie sollen glücklich, und sie sollen geehrt sein, die Welaskys, immer, immer!“ rief die Frau.

Ihre Hand zitterte nicht mehr. Mit schnellem Entschluß führte sie das Fläschchen an den Mund.

XXXV.

Mit unbeschreiblicher Spannung erwartete Kamilla die Rückkehr Arthurs, der heute zu seinem Regierungspräsidenten gefahren war, um demselben die Schuld zu gestehen, die auf seiner Seele lastete.

Zwei Tage stillen Glückes hatte er an Kamillas Seite in Dambowa verlebt, dann hatte er sich losgerissen, um den schweren Gang zu thun.

„Wie die Anderen auch urtheilen mögen, mein Herz spricht Dich frei, ganz frei, daran denke!"

Das waren Kamillas Abschiedsworte gewesen, und Arthur hatte sie noch einmal in seine Arme geschlossen und hatte ihr zugeflüstert:

„Mit diesem Bewußtsein bin ich gewappnet gegen Alles!"

Und heute sollte er zurückkehren, oder sie sollte Nachricht von ihm erhalten. Ruhelos ging sie durch die Räume des Schlosses und durch den Park. Ueberall

sah sie Arthurs Bild, überall traten ihr Erinnerungen an ihn entgegen.

Endlich kam ein Telegramm, worin er den Wagen zur Abholung nach der Station bestellte.

Kamilla fuhr ihm entgegen. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, als der Zug, der ihn bringen sollte, in die Bahnhofshalle einfuhr. Arthur hatte sich weit aus dem Kupee hervorgebeugt. Jetzt sprang er auf den Perron, und im nächsten Augenblick hielt er Kamilla in seinen Armen.

„Du bist hier? Du Liebe, Liebe!" flüsterte er ihr zu, während sie angstvoll fragend zu ihm aufsah.

Ein ernstes Lächeln glitt über sein Gesicht.

„Komm, ich sage Dir Alles!"

Als sie im Wagen saßen, legte sie ihre Hand auf die seine:

„Dein Schweigen sagt mir, daß der Präsident Deine Schuld als Schuld auffaßte."

„Er konnte ja nicht anders. Und doch war er sehr, sehr gütig, freilich, die Anklage muß auf meine Denunziation hin erfolgen; doch ich darf nach dem, was der Präsident und was der Staatsanwalt, den ich ebenfalls sprach, mir sagte, hoffen, daß der Kaiser das Gnadengesuch, welches ihm vorgelegt werden soll, berücksichtigen wird. Mein Landrathsamt freilich kann ich nicht länger verwalten und werde es auch schwerlich wiedererhalten, selbst wenn

die Begnadigung erfolgt — doch — da ich nicht mehr einsam bin, Kamilla, wird meine Landwirthschaft mich genügend beschäftigen, ich werde mehr Zeit für mein Glück frei haben — für Dich! Werden wir das ertragen?“

„Ich will mir Mühe geben, daß Du es erträgst. Ach, Arthur, ich lege keinen Werth auf Deinen Landrathstitel, mir ist es ja viel, viel lieber, daß Du freier bist!“

„Mein süßes Weib! Wer es mir noch vor acht Tagen gesagt hätte, daß ich solche Worte von Dir hören würde!“

„Ach, Arthur, mir scheint, als wären Jahre seitdem vergangen!“

„Sieh, wenn ich noch zweifelhaft darüber sein könnte, ob meine Handlungsweise in dieser unglücklichen Schuldgeschichte die richtige war — daß sie Dich an mein Herz führte, würde alle Zweifel für mich lösen. Doch auch ohne das — ich fühle jetzt, daß ich nur so handeln durfte. Es hat eine Zeit für mich gegeben, wo ich so unklar in meinen Empfindungen war, daß ich meinte, ich wollte es nicht überleben — wenn meine alte Schuld verrathen und mir das Amt, auf das ich so stolz war, entzogen würde. Jetzt — ach, jetzt ist Alles so ganz anders — jetzt fühle ich, daß meine wahre Ehre nicht leidet unter der Wahrheit, die ich bekannte,

und daß ich nicht nur leben, sondern auch glücklich sein werde, wenn diese Wolken vorüberzogen!"

„Ja, glücklich, glücklich!" flüsterte Kamilla, und Hand in Hand fuhren sie dahin.

Jetzt bog der Wagen in die Lindenallee.

Da bemerkten sie vor sich ein Lohnfuhrwerk, welches sich ebenfalls dem Schlosse näherte.

Ein einzelner Herr saß darin. Grade vor dem Portal des Schlosses holten sie den fremden Wagen ein.

„Egon!" rief Kamilla, und sie eilte ihm entgegen.

„Welche unerwartete Freude, lieber, lieber Bruder!" rief sie, ihn in die Halle ziehend und umarmend. Arthurs Begrüßung war nicht ganz so herzlich. Er hätte Kamilla heute noch so gern für sich allein gehabt.

„Ich habe Dich frühestens morgen erwartet, da ich wußte, daß Dein Urlaub heute begann," sagte Kamilla, dem Bruder ins Gesicht blickend, „aber, mein Gott, was ist denn, Du siehst so ernst aus — was ist mit Papa!"

„Nichts, nichts, ich war noch gar nicht in Rula, ich komme direkt von der Station, direkt von Berlin —"

„Aber was bedeutet das, was bringst Du uns?"

Egon ergriff Arthurs Hand.

„Ich bringe eine schwere Nachricht für Dich, Arthur, Deine Mutter ist sehr, sehr krank!"

„Egon, was ist? Ich sehe es Dir an — es ist

ein Unglück geschehen — mein Gott — sie — ist —"

„Nein, nein, Arthur, sie lebt, aber Dein Schwager — er ist nicht mehr."

„Theodor todt? So plötzlich? Mein Gott, wie ist das möglich?"

„Laß mich Dir Alles erzählen, was mich veranlaßte, sofort hierher zu kommen. Ich verkehrte, wie Du weißt, nicht bei Deinen Geschwistern. Berlin ist so groß, ihr Verkehr war ein so ganz anderer —"

„Ich weiß, ich weiß, doch weiter, weiter!"

„Ich hatte auch Deine Mutter nicht aufgesucht und machte mir schon längst Vorwürfe darüber. Nun ging ich, kurz vor Antritt meines Urlaubes, zu ihr. Es war am Nachmittag. Ich fand den Arzt in der Wohnung und Alles in größter Aufregung. Am Morgen hatte man Deinen Schwager todt auf dem Divan seines Arbeitszimmers gefunden. Der Arzt nannte Herzschlag als Todesursache. Deine Mutter war die Erste, welche den Todten sah. Wahrscheinlich hat der Schreck einen Augenblick ihre Sinne verwirrt. Jedenfalls fand man sie, nachdem man die verschlossene Thür ihres Zimmers erbrochen hatte, bewußtlos. Ein Fläschchen Morphium, das sie in der Hand hielt, veranlaßte den herbeigerufenen Arzt, die entsprechenden Gegenmittel anzuwenden. Sie kehrte ins Leben zu-

rück — doch der Arzt befürchtet eine nachhaltige Erschütterung ihres Bewußtseins."

„Meine Mutter, meine arme, arme Mutter!"

„Deine Schwester," fuhr Egon fort, „war gestern so völlig gebrochen und fassungslos, daß ich sie nicht sprechen konnte und nur den Arzt sah. Ich war heute in der Frühe noch einmal dort, um nach Deiner Mutter zu fragen. Der Arzt, der über Nacht dageblieben war, hielt ihren Zustand für sehr ernst, fürchtete aber mehr eine Zerrüttung des Nervensystems als den Tod. Deine Schwester schien sich aus ihrem Schmerz aufgerafft zu haben und widmete sich ganz der Pflege der Kranken. Ich übernahm es, Euch zu benachrichtigen, und fuhr sofort hierher."

„Ich muß nach Berlin — ohne Aufschub" rief Arthur, und Kamilla lehnte sich an seine Schulter.

„Ich gehe mit Dir, Arthur!"

„Und ich stelle mich ganz zu Deiner Verfügung, Arthur," setzte Egon hinzu. „Wenn Du mich irgendwie gebrauchen kannst —"

„Nein, nein, habe Dank . . . mit seinem Leid muß man eben allein fertig werden."

„O, Arthur, allein, das wirst Du nun nie mehr sein, so lange ich lebe!" flüsterte Kamilla.

XXXVI.

Jahre waren vergangen.

Vor dem Eingange des Schweizerhofes in der Irren-Anstalt von Zehlendorf stand ein blondbärtiger Mann, dessen Kopf ein breitrandiger Künstlerhut bedeckte, und verhandelte mit dem Portier.

„Es thut mir sehr leid, mein Herr, aber ich weiß bestimmt, daß unsere Wärterin Mikolla für keinen Menschen zu sprechen ist. Sie hat eine Schwerkranke in Pflege —“

„Wissen Sie den Namen dieser Kranken?“

„Nein, das kann ich Ihnen nicht sagen, aber zu sprechen ist die Frau Mikolla nicht.“

„Und doch muß ich sie sehen! Tragen Sie diese Karte zu ihr, sie wird es dann schon möglich machen!“

Der Portier schüttelte den Kopf. Der Fremde stand vor ihm mit der Miene eines Mannes, der entschlossen ist, nicht von seinem Platz zu weichen, und der

Portier schien endlich ein Auskunftsmittel gefunden zu haben.

„Na, wenn Sie denn durchaus wollen, kommen Sie mit! Zur Frau Mikolla kann ich Sie nicht führen, aber . . .“ er murmelte ein paar undeutliche Worte vor sich hin und schritt nach der Rückseite des Gebäudes, an welche sich der Garten anschloß. In der Nähe des Hauses war eine Laube von rothblühenden Bohnen umzogen.

„Da“, sagte der Portier, auf dieselbe hinweisend, „da reden Sie mal mit dem Fräulein.“

Im selben Augenblick wurde eine lichtgekleidete Frauengestalt am Eingang der Laube sichtbar. Sie trug den Hut am Arm, krauses, blondes Haar umgab ihre Stirn, ein paar blaue Augen blickten dem Fremden fragend entgegen. Dieser hatte einen schnellen Schritt vorwärts gethan und war dann plötzlich stehen geblieben, die Augen auf jene lichte Erscheinung gerichtet. Eine tiefe Erregung malte sich auf seinem Gesicht. Dann, sich fassend, trat er näher, und sagte, den Hut lüftend:

„Fräulein Maria Mikolla, ich kann nicht irren.“

Das junge Mädchen neigte grüßend den blonden Kopf.

„Nein, Sie irren nicht, die bin ich. Darf ich fragen?“

„Sie kennen mich nicht — natürlich, ich habe mich

wohl sehr verändert in all den Jahren, aber Sie, Fräulein Maria — unter Tausenden hätte ich Sie erkannt, als Annas Schwester, Sie gleichen ihr so sehr."

Dunkle Röthe überflog das Gesicht Marias.

„O, dann sind Sie Herr Kurt Welasky!" rief sie, und helle Thränen standen in ihren Augen, während sie ihm die Hand entgegenreichte. „Mütterchen sprach täglich davon, daß sie Sie erwartete, und nun sind Sie endlich da — noch nicht zu spät, Gott sei Dank!"

„So lebt meine Mutter noch?"

„Ja, sie lebt, aber die Kräfte nehmen sichtbar ab, sagt Mütterchen. Ach, Herr Welasky, welch ein Schicksal!"

Sie schwiegen Beide, tieferregt. Dann fragte er wieder:

„Wann kann ich sie sehen?"

„Sie müssen warten, bis Mütterchen kommt — in einer halben Stunde wird sie sich, denke ich, ihren Kaffee holen."

Kurt Welasky hatte sich auf die Bank, Maria gegenüber, gesetzt. Einige Augenblicke starrte er in Gedanken versunken vor sich hin. Dann aufblickend, begegnete er Marias Augen, die mit inniger Theilnahme auf ihm ruhten, und ihre Aehnlichkeit mit Anna war in diesem Augenblicke so groß, daß Kurts Augen feucht wurden.

„Und Sie, Maria, Sie theilen den traurigen Aufenthalt Ihrer Mutter?“ fragte er, sich gewaltsam aus seinen trüben Gedanken herausreißend.

„O nein, ich bin nur ein Ferienbesuch. Ich habe mein Erzieherinnen-Examen gemacht und habe eine Stellung in der Familie des Grafen Hofberg gefunden, eines Verwandten des Fürsten Wendenstein, wie Sie vielleicht wissen.“

„Ja, ich erinnere mich des Namens von früher her, und ich freue mich, daß Sie dort sind. Es spricht dafür — —“ er brach plötzlich ab, und sie setzte hinzu:

„Daß die Wendensteins nicht an die Schuld meiner armen Schwester glaubten und uns ihr Unglück nicht nachtrugen. Nein, das thaten sie nicht, Gott sei Dank. Ich verdanke ihnen meine in jeder Beziehung befriedigende Stellung, und auch Mütterchen ist durch ihre Vermittlung hierher gekommen. Und welch ein Segen die Thätigkeit, die ihr hier zugewiesen wurde, für sie war, das weiß nur, wer sie damals gesehen hat — nach jenem schrecklichen Unglück mit meiner Schwester. Hier hat sie ihren Frieden wiedergefunden in der Ausübung ihres schweren Berufes.“

„Ohne Ihre Mutter wäre ich jetzt nicht hier — doch ihre Briefe waren so dringend, und — vielleicht

hat sie Recht — vielleicht finde auch ich den Frieden, wo sie ihn fand!“

„Gewiß, Sie werden ihn finden, indem Sie der Schwergeprüften verzeihen — wie wir ihr vergeben haben.“

„Sie? So wußten Sie — —“

„Alles, sie selbst hat in lichten Augenblicken wie in ihren Wahnvorstellungen Alles gesagt — in letzteren noch mehr als die Wahrheit. Sie nennt sich eine Sünderin, sie glaubt meine arme Schwester vergiftet zu haben, und Mutter sagt, wer ihre Verzweiflung sähe, der müsse ihr vergeben.“

„Erkennt sie denn Ihre Mutter?“

„Ja, und Mütterchen sagt, daß sie seit einigen Tagen, seitdem die Schwäche so groß geworden, immer von Ihnen redet. Mutter verspricht sich viel von dem Wiedersehen mit Ihnen und hat es so herbeigesehnt.“

Kurt Welasky seufzte tief auf — dann blickte er Maria wieder an.

„Sie wissen nicht, wie geradezu erlösend es für mich ist, mit einem Menschen über alle diese Dinge sprechen zu können, die bisher wie eine schwere Last auf mir lagen und mich die Welt nur durch einen grauen Schleier sehen ließen.“

„O, wie müssen Sie gelitten haben! Ich habe so oft, so oft mit Mutter von Ihnen gesprochen."

„Ja, es waren schwere Jahre. Das Einzige, was mich aufrecht erhielt und mich nicht allen Lebensmuth verlieren ließ, war meine Kunst —"

„Ihre Kunst?"

„Sie wissen nichts davon, und man sollte ja auch in der Heimath nichts von mir erfahren. Drüben in San Franzisko aber war Mister Kurt ein viel genannter Maler."

„Mister Kurt? Mein Gott, dann war das große Bild auf der Jubiläums-Ausstellung, die Sintfluth, von Ihnen?"

„Sie haben es gesehen?"

„Ja, ja, und es hat mich ergriffen wie kaum je ein anderes Gemälde. Und das junge Weib auf der Felsenklippe, umrauscht von dem todbringenden Wasser, es erinnert an Anna — mein Gott, daß ich nicht an diesen Zusammenhang dachte! O, wenn Sie das malen konnten, dann sind Sie ein großer Künstler, aber wie zerrissen, wie unglücklich mußten Sie sein, um an einem solchen furchtbaren Vernichtungsbilde mit Befriedigung zu arbeiten!"

Er nickte stumm mit dem Kopfe.

„Ja, ich arbeitete, um mich selbst zu vergessen, ich versuchte in der Wiedergabe fremden Leides das eigene

zu übertäuben; es gelang mir schlecht. Ich wollte ein neues Leben beginnen, das ohne Zusammenhang mit dem sein sollte, was vorausgegangen war — ich konnte es nicht. Endlich ertrug ich es nicht länger, ich schrieb an Ihre Mutter, deren jetzige Adresse ich freilich nicht kannte. Doch der Brief fand sie."

„Aber wie kam die Antwort in Ihre Hände, da Sie Ihren Namen verändert hatten?"

„Ihre Mutter schrieb mir postlagernd — ich holte den Brief, nachdem ich schon einige Male vergeblich gefragt hatte. Und angesichts der Adresse, die meinen vollen Namen trug, fühlte ich, daß man die Vergangenheit nicht von sich werfen kann wie ein drückendes Kleidungsstück, ich fühlte, wie fest verwachsen ich mit dieser Vergangenheit war."

„Und nun — doch da kommt Mütterchen! Ihr Haar ist ganz weiß geworden, aber sonst ist sie unverändert."

Kurt war aufgesprungen und folgte Maria, die ihrer Mutter entgegenging.

Nur einen Augenblick stutzte Frau Mikolla, dann reichte sie Kurt beide Hände entgegen.

„Das ist recht, das ist brav, daß Sie gekommen sind," sagte sie. „Tag und Nacht spricht sie von Ihnen und bittet um Ihre Verzeihung; glauben Sie mir, wenn Buße entsündigt, so ist ihr alle Schuld vergeben!"

„Wenn Sie wüßten, was das für mich ist, daß gerade Sie mir das sagen, Frau Mikolla, gerade Sie!“

„Ja, und ich sage es aus vollem Herzen!“

„Und wann soll ich sie sehen?“

„Ich glaube nicht, daß sie noch viel Zeit hat auf Erden — sobald sie erwacht, wollen wir zu ihr gehen. Sie ist in den letzten Tagen so viel klarer, daß ich bestimmt glaube, sie wird Sie erkennen. Jetzt schläft sie —“

„Und darf ich hier ihr Erwachen abwarten?“

„Gewiß, gewiß, wenn ich abgerufen werde, wird Maria Ihnen Gesellschaft leisten.“

„Das hat sie schon gethan, denn ich bin seit einer halben Stunde hier.“

„Und ich hatte keine Ahnung davon, und habe Sie doch so herbeigewünscht; aber freilich, wenn ich bei meinen Kranken bin, vergesse ich alles Andere.“

„Es ist ein schwerer Beruf, den Sie erwählt haben.“

„Ich erwählte ihn nicht, er wurde mir gegeben — und er war das Richtige für mich. Sehen Sie, meine Anna hatten wir begraben, und Maria brauchte mich nicht mehr. Wenn ein Mensch sich aber unnütz fühlt auf der Erde, dann thut er besser, unter der Erde zu verschwinden. Nun, Gott Lob, fühle ich, daß ich noch etwas nützen kann; ’s ist wie eine Gabe, ich

fühle es den armen Kranken, die wir hier haben, sogleich an, wo das Restchen gesunde Vernunft noch glüht, das den meisten geblieben ist. Und das fache ich dann an, wie man ein schwaches Flämmchen anfacht, immer wieder, immer wieder, bis es den Aschenhaufen, der es umgiebt, überwindet und hoch aufflammt, wenn's möglich ist."

Kurt blickte sie erstaunt an. Ihr Gesicht hatte einen fast begeisterten Ausdruck angenommen. Früher war der charakteristische Ausdruck desselben nur geduldige Güte gewesen. Jetzt hatte das Leid, das sie selbst erduldet, und das Leid, das sie Anderen tragen half, ihre Züge durchgeistigt.

„Ich war wohl recht verbittert und dachte nur an mich und mein verlorenes Kind, als ich hierher kam," fuhr sie fort. „Aber da schlug das Leid der Anderen an mein Herz und riß mich auf aus meiner Selbstsucht. Und, Herr Welasky, als mein Herz so recht geöffnet war, da kam Ihre Mutter. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin — zuerst empörte ich mich dagegen, daß ich gerade sie pflegen sollte."

„Ihre Tochter hat mir gesagt, daß Sie durch meine Mutter selbst das erfahren haben, was ich schon wußte, das, was mich über das Meer getrieben hat — —"

„Maria hat es Ihnen gesagt? Nun, ich dachte

wohl, daß Sie es wüßten; sobald ich die volle Wahrheit kannte, ahnte ich, daß Ihr Fortgehen damit im Zusammenhang stand!“

„Und Sie — Sie konnten ihr verzeihen?!“

„Nachdem ich wußte, wie schuldig sie war, wußte ich auch, was sie gelitten haben mußte! Und, wenn man sie jetzt sieht — kein Herz müßte man in der Brust haben, wenn man ihr nicht vergeben wollte. Als man sie herbrachte, da wechselten bei ihr ganz klare Augenblicke mit furchtbaren Anfällen, in denen sie raste. In einem jener klaren Augenblicke hatte sie mich erkannt und hatte mir die Geschichte des Ringes erzählt. Dann kam eine böse, böse Zeit, in der sie auch mich nicht mehr kannte. Und nun, seit zwei Jahren, ist sie ganz still und sanft. Sie glaubt seitdem, sie habe Anna vergiftet, und ihre Bitte Tag und Nacht ist nur, daß wir ihr vergeben sollten, ich und Sie, denn von Ihnen spricht sie so unaufhörlich wie von der Todten. Und als Ihr Brief kam, da war es mir wie eine Fügung des Himmels, denn damals gerade begann die Schwäche bei unserer Kranken beunruhigend zu werden, und ich konnte Sie nun bitten zu kommen. Ach, lieber Herr Welasky, an uns ist es nicht, zu richten, und ich meine, es ist auch für Sie eine Gnade, daß Sie nicht zu spät kommen, um ihr zu sagen, daß Sie ihr verzeihen!“

Kurt war zu bewegt, um sprechen zu können. Er drückte nur stumm Frau Mikollas Hand, und dann saßen die Drei einander wieder gegenüber, und Kurt war es, als wiche der düstre Bann der letzten Jahre von ihm. Wie ein schwerer Traum versank die Vergangenheit hinter ihm, und an die sonnigen Tage der Jugend knüpfte sich die Gegenwart. Die Erinnerung wob die Fäden von „einst" zu „jetzt", und dieselben strahlenden blauen Augen, die damals zu Kurt aufgeblickt hatten, wenn er Zukunftspläne entwarf, sie schienen wieder aufgelebt zu sein, er fand sie wieder auf sich gerichtet, jetzt, wo er von der Vergangenheit sprach.

Doch nicht lange gönnte Frau Mikolla sich die Ruhe.

„Ich muß zu meiner Kranken zurück," sagte sie aufstehend. „Sie wird unruhig, wenn sie eine andere Wärterin sieht als mich. Sobald sie erwacht, werde ich Sie benachrichtigen."

Maria war aufgestanden und schlang jetzt die Arme um die alte Frau.

„Nimm mich mit, Mütterchen, Du weißt, der Herr Direktor hat es erlaubt;" sie wandte sich an Kurt: „Seit vier Tagen schläft sie keine Nacht, dieses liebe, eigensinnige Mütterchen, weil ihre Kranke stets beim Erwachen nach ihr verlangt und aufgeregt wird, wenn eine Andere sie vertritt. Da hat der Herr Direktor meinen Bitten nachgegeben, ich darf Mütterchen be-

gleiten, und wenn Alles gut geht, darf ich sie vertreten.“

„Ach, ich halte es sehr gut noch eine Nacht aus in meinem bequemen Lehnstuhl, und gerade heute —“

„Gerade heute sehe ich Dir an, daß Du vor Müdigkeit umfällst, und es hilft Dir Alles nichts, Du mußt mich mitnehmen!“

„Sehen Sie, wie sie mich tyrannisirt — Herr Welasky!“

„Thun Sie ihr den Willen, ich denke, sie hat Recht,“ meinte Kurt und Maria nickte ihm zu.

„Ich danke Ihnen!“

„Sobald es angeht, schicke ich Ihnen Nachricht — der Director hat mir gerade bei dieser Kranken freie Hand gelassen, und ich habe schon im Voraus mit ihm Alles besprochen für den Fall, daß Sie kommen sollten.“

Damit entfernten sich die Frauen, und Kurt blieb allein zurück, den Kopf in beide Hände gestützt, ganz seinen Gedanken hingegeben. Er wußte nicht, wie lange er so gesessen hatte, als ein sich nähernder Schritt ihn aufsehen machte.

Ein Herr mit leicht ergrautem vollen Kopfhaar und klugen, gleichsam durchdringenden Augen stand vor ihm.

„Dr. Wattmann, der behandelnde Arzt der Frau

Welasky," stellte er sich vor und als Kurt aufsprang und ihm stumm die Hand drückte, fuhr er fort:

„Wenn Sie Ihre Mutter sehen wollen, so folgen Sie mir — ich irre doch nicht, wenn ich Herrn Kurt Welasky vor mir zu haben glaube?"

Kurt neigte zustimmend das Haupt, dann folgte er wortlos dem Arzte.

„Sie werden eine schwer Kranke sehen — bemühen Sie sich, möglichst ruhig zu bleiben", sagte der Doktor im Weiterschreiten. Kurt war die Kehle wie zugeschnürt. Er vermochte nicht zu sprechen. Jetzt trat er mit dem Arzt in ein großes, ziemlich kahles Zimmer. Auf eine Handbewegung seines Begleiters hin blieb er stehen. Die Thür des Nebengemaches war geöffnet und aus diesem hervor klang eine schwache Stimme:

„Anna, Anna, sei nicht grausam, gieb mir meinen Sohn zurück! Siehst Du, ich hab Dich ja zurückerkauft mit meinem eigenen Leben; denn in dieser Nacht war der Tod bei mir, und ich habe ihm gesagt, nimm mich, ich gehöre Dir, aber gieb Anna zurück. Und nun bist Du gekommen, und ich will ja so gern sterben, so gern, denn ich habe den Tod verdient, ich weiß es! Aber Kurt soll kommen, Kurt soll sagen, daß er mir verzeiht, Kurt, mein Kurt!" Die Stimme erstarb in heiserem Wimmern.

Kurt machte eine Bewegung nach vorwärts, doch der Arzt hielt ihn zurück.

„Warten Sie, ich rufe Sie sofort."

Er verschwand in dem Nebenzimmer, und Kurt hörte seine klare, ruhige Stimme. „Beruhigen Sie sich, fassen Sie Ihre Gedanken zusammen, damit dieselben Ihnen nicht thörichte Dinge vorspiegeln. Die Todten kehren nicht zurück, dieses junge Mädchen ist die Schwester jener Anna. Aber die Lebenden können verzeihen und Annas Mutter und Schwester verzeihen Ihnen, ebenso wie Ihr Sohn Ihnen verzeihen wird."

„Kurt, mein Sohn, mein Sohn, wo ist er?"

Der Arzt schritt zur Thür und winkte.

Im nächsten Augenblick stand Kurt seiner Mutter gegenüber; aber diese zusammengesunkene Gestalt mit dem schneeweißen Haar und dem eingefallenen Gesicht — war denn das seine Mutter?

„Kurt"! schrie sie auf.

Da beugte er langsam das Knie und ergriff ihre welke Hand.

„Kurt, Kurt, ja, Du bist es, ich habe Dich wieder!" rief sie, mit zitternden Fingern das Haar von seiner Stirn streichend. „O, und nun wirst Du mir vergeben, denn" — sie warf einen scheuen Blick auf den Arzt und beugte sich dann dicht an sein Ohr: „denn

ich habe Dir Anna zurückgebracht, und ich gebe sie Dir nun. Hörst Du? Ich segne Dich und sie, hörst Du?"

Sie richtete sich auf.

„Wo ist sie, wo ist Anna?"

„Da ist Fräulein Maria Mikolla," sagte der Arzt, die Hand des jungen Mädchens, das sich scheu zurückziehen wollte, erfassend und dasselbe der Kranken zuführend. „Sehen Sie denn nicht, daß das nur die Schwester der Todten ist?"

„Anna," murmelte Frau Welasky; „es ist doch Anna. Und nun ist Alles, Alles gut!"

Sie ergriff Marias Hand und legte sie auf die ihres Sohnes.

„Ihr sollt glücklich sein, glücklich! Nun kann ich schlafen, schlafen —"

Ihr Kopf sank in die Kissen des Sessels zurück, ihre Augen schlossen sich.

„Ich fürchte es war doch zu viel," murmelte der Arzt, indem er Frau Mikolla unterstützte, die sich um die Ohnmächtige bemühte.

„Sie war glücklich, zum ersten Mal seit vielen Jahren glücklich", erwiederte sie, „gönnen wir ihr jetzt die Ruhe."

XXXVII.

Eine Traueresche breitet ihre grünen Schleier über Frau Welaskys Grabe aus. Reicher Blumenschmuck liegt darunter ausgebreitet. Die Schloßfrau von Dambowa sorgt dafür, daß das Grab stets frische Kränze zieren, wenn ein Fest im Herrenhause gefeiert wird.

Heute aber ist dort der jüngste Welasky getauft worden, der Sohn Arthurs und Kamillas.

In der Halle von Dambowa stehen Arthur und Kurt Welasky Arm in Arm, und Beider Blicke hängen an der Gruppe, welche sich vor dem Kamin gebildet hat. Da sitzt Kamilla, an ihre Schulter schmiegt ein braunlockiges kleines Mädchen das Köpfchen und fragt:

„Hast Du mich auch ebenso lieb wie das neue Brüderchen, Mama?“

Kamilla küßt den rosigen Kindermund, der sich ihr entgegenstreckt, und dann blickt sie zu der blonden Pathin auf, die den Täufling in den Armen trägt.

„Gieb mir den Kleinen, Maria.“ Und Maria Mikolla beugt sich einen Augenblick über Mutter und Kind.

„Wer mir vor Jahren so viel Glück prophezeit hätte!“ flüstert Arthur dem Bruder zu. Und dieser blickt zu Maria hinüber und meint lächelnd:

„Und mir erst!“

Da tritt sie ihm entgegen und fragt, den Arm in den ihres Verlobten legend:

„Wovon spracht Ihr, mein Kurt?“

Und er antwortete, ihr in die Augen blickend:

„Von unserm Glück, mein Liebling.“

H. Klöppel Ballenstedt.